

Der Fuss: Von Urmensch Lucy bis zu Weltrekordsprinter Usain Bolt

Nummer 33 – 13. August 2009 – 77. Jahrgang
Fr. 5.90 (inkl. MwSt.) – Euro 3.90

DIE WELTWOCHEN



General des Widerstands

Wie gut war der Réduit-Feldherr Henri Guisan wirklich?

Von Markus Somm, Peter Keller und Walter Schaufelberger

Der grosse Treuebruch

Zehntausende von UBS-Kunden werden im Regen stehengelassen.
Und niemand regt sich auf. *Von René Lüchinger*

Hans Grunder geht auf Betteltour

Neue Finanzlöcher bei den SCL Tigers. *Von Urs Paul Engeler*



Intern

Vor einem Vierteljahrhundert trat er als Auslandschef in die Redaktion ein und wurde zu einer der prägnantesten Stimmen der *Weltwoche*, für die er seither, ein Abstecher zum *Magazin* des Zürcher *Tages-Anzeigers* angenommen, in wechselnden Funktionen schrieb. Hanspeter Born, Jahrgang 1938, promovierter Anglist, gehört zu den besten, interessantesten, vielseitigsten und leidenschaftlichsten Journalisten der Schweiz. In angelsächsischer Tradition entwickelte er sich nicht nur zum akribischen Rechercheur und Erzähler, sondern auch zum thesenfreudigen Kommentator, der nichts so sehr liebt wie die über-



Eine Art Zehnkämpfer: Hanspeter Born.

raschende und provokative Perspektive. Lange bevor es den Begriff überhaupt gab, stellte sich HP Born gegen die politische Korrektheit, aus einem ursprünglichen Drang heraus, sich nicht mit den erstbesten Deutungen zufriedenzugeben. Wie kaum ein anderer lebte er dem Credo nach, das Friedrich Dürrenmatt mit Blick auf die *Weltwoche* sinngemäss einst so formulierte: Was beeindruckt, ist die Fähigkeit ihrer Autoren, Dinge auszusprechen, die andere nicht auszusprechen wagen.

Dem Verfasser dieser Zeilen, damals Student und Leser des linksstehenden *Tages-Anzeigers*, fiel Born erstmals in den achtziger Jahren auf, als der Korrespondent und Reporter in seinen Berichten über den US-Präsidenten Ronald Reagan und die britische Premierministerin Margaret Thatcher zu ganz anderen Schlussfolgerungen kam als das Leibblatt des Junglesers. Born sah in den beiden Staatschefs nicht die Verkörperung reaktionärer Irrlehren, son-

dern zukunftsweisende, intelligente Politiker, denen in den meisten deutschsprachigen Zeitungen ungerechtfertigte Ablehnung bis Hass entgegenschlug. Der Mut, unkonventionelle Positionen gegen den Zeitgeist zu setzen, zeichnen Born bis heute aus.

Einer breiteren Leserschaft bekannt wurde der Autor, als er in minuziösen Ermittlungen den legendären «Mord in Kehrsatz» bearbeitete. Die Artikel wuchsen sich zur Serie aus, die sich auflagesteigernd auf die *Weltwoche* auswirkte. Borns Texte waren Tischgespräch. Mag ja sein, dass sich der Autor am Ende in einigen seiner Schlussfolgerungen zu weit aus dem Fenster lehnte, ungeachtet dessen ist ihm gelungen, was kaum ein anderer Schweizer Journalist schaffte: Er deckte schwere juristische Unzulänglichkeiten auf und veränderte dadurch den Gang eines Verfahrens, das die Schweiz monatelang in Atem hielt.

Born war immer ein Journalist, der sich nicht in die Sicherheit des Büros zurückzog, sondern an die Front drängte. Bereits als junger Radiokorrespondent gelang es ihm, den nachmaligen amerikanischen Vizepräsidenten Al Gore vor ein Mikrofon zu bringen. Um über einen Konflikt in Indien zu berichten, raunen noch heute ältere Kollegen, bestieg er kurzerhand einen Flieger, ehe er sich, als Sikh verkleidet, ins Krisengebiet begab. Im Januar vor einem Jahr (!) kehrte der frühere Washington-Korrespondent mit bewährter Euphorie von einer seiner USA-Reisen zurück und erklärte der staunenden Redaktion, er habe soeben den nächsten amerikanischen Präsidenten gesehen. Er sei schwarz und heisse Barack Obama. Genau dies beeindruckte und inspirierte uns am meisten: Hier war ein unermüdlich neugieriger, immer diskussionsfreudiger, sehr breit gebildeter Kollege unterwegs, der seine Chefredaktoren und Kollegen bereits frühmorgens mit immer neuen Ideen und Anregungen eindeckte. Eine Figur aus der journalistischen Heroen-Zeit.

Ende Juli hat Hanspeter Born, eigentlich kaum auszudenken, seine ordentliche Pensionierung angetreten, um sich aus dem redaktionellen Alltag zurückzuziehen und ein neues Buchprojekt in Angriff zu nehmen. Es ist uns deshalb ein grosses persönliches Anliegen, uns bei diesem herausragenden Journalisten für seine langjährige, auch kritische Treue zur *Weltwoche* zu bedanken. Mit seiner Energie, seiner Leidenschaft und seiner an einen Zehnkämpfer erinnernden Vielseitigkeit bleibt Born ein Vorbild. Wir freuen uns darauf, in den kommenden Wochen noch einige Artikel aus der Feder dieses Autors zu drucken. Darüber hinaus heissen wir ihn schon jetzt willkommen, wenn er sich in diesen Spalten wieder zu Wort meldet. Auf jeden Fall wünschen wir ihm und seiner Familie fürs Erste alles Gute für den neuen Lebensabschnitt.

Roger Köppel

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: aboservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 203.– (inkl. MwSt.)

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Markus Somm

Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:

Daniel Ammann, Alex Baur, Hanspeter Born,

Urs Paul Engeler, Urs Gehrig,

Philipp Gut (*Leitung Kultur und Gesellschaft*),

Carmen Gasser, Pierre Heumann,

Andreas Kunz, Peter Keller,

René Lüchinger (*Leitung Wirtschaft*),

Daniele Muscionico, Kai Michel (*Wissenschaft*),

Daniela Niederberger,

Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Eugen Sorg, Mark van Huissingel,

Lukas Voellmy (*Volontär*)

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Max Frenkel, Ludwig Hasler,

Jörg Hess, Peter Holenstein,

Wolfram Knorr, Albert Kuhn,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

André Müller, Franziska K. Müller,

Ulf Poschardt, Peter Rüedi,

Kurt Schiltknecht, Oliver Schmuki (*Leserbriefe*),

Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Bildredaktion: Catharina Hanreich (*Leitung*),

Christophe Bosset, Nadine Hofer (*Assistentin*)

Layout: Catharina Clajus (*Leitung*),

Peter Aschmann, Rolf Mundwiler

Infografik: Helmut Germer

Korrektorat: Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits,

Gilbert Grap, Beat Kuttng

Internet: Andreas Thut (*Leitung*)

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojaij-Huber

Verlagsleitung: Maike Juchler

Marketing: Sandra Millius (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Christine Lesnik (*Leitung*),

Angela Prisciantelli

Anzeigennendienst: Anina Gross,

Laura Bazzigher,

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Internetverkauf: Publicitas webzcom AG

Tarife und Buchungen unter: Tel. 044 250 31 91

E-Mail: salesservices.webzcom@publicitas.com

Druck: Basler Zeitung, Hochbergerstrasse 15, 4002 Basel

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.



Floored Floaters – 6% p.a. Minimum-Coupon in AUD & NZD, 3% p.a. in CHF oder 4% p.a. in EUR

- Floored Floaters in CHF, EUR, AUD (Australischer Dollar) & NZD (Neuseeland-Dollar)
- Attraktiver Minimum-Coupon
- Coupon-Zahlung: Vierteljährlich
- 100% Kapitalschutz per Verfall
- An steigenden Zinsen partizipieren
- Emittenten-Rating: Aa3 (Moody's) / A+ (S&P)
- Geld-/Briefspanne: 0,50% (CHF, EUR) und 1,00% (AUD, NZD)*

Börsentäglich handelbar an der Scoach

Minimum-Coupon (Floor)	Coupon p.a.	Basiswert	Coupon-Zahlung	Kapitalschutz per Verfall	Verfall	Valoren/Symbol	Geld-Briefsp.*
2,25% p.a. 	Maximum aus 2,25% und 3m CHF LIBOR	Dreimonats-satz (CHF LIBOR)	viertel-jährlich	100%	29.07.2013	10'125'815/ SWISI	0,50%
2,50% p.a. 	Maximum aus 2,50% und 3m CHF LIBOR	Dreimonats-satz (CHF LIBOR)	viertel-jährlich	100%	24.06.2014	10'125'803/ FLOAT	0,50%
3,00% p.a. 	Maximum aus 3,00% und 3m EURIBOR	Dreimonats-satz (EURIBOR)	viertel-jährlich	100%	25.06.2012	10'125'804/ FLOOR	0,50%
3,25% p.a. 	Maximum aus 3,25% und 3m EURIBOR	Dreimonats-satz (EURIBOR)	viertel-jährlich	100%	29.07.2013	10'125'814/ EUROS	0,50%
3,50% p.a. 	Maximum aus 3,50% und 3m EURIBOR	Dreimonats-satz (EURIBOR)	viertel-jährlich	100%	08.07.2014	10'125'806/ FLORE	0,50%
3,50% p.a. 	Maximum aus 3,50% und 3m USD LIBOR	Dreimonats-satz (USD LIBOR)	viertel-jährlich	100%	08.07.2014	10'125'807/ FLUSD	0,50%
4,10% p.a. 	Maximum aus 4,10% und 3m SEK STIBOR	Dreimonats-satz (SEK STIBOR)	viertel-jährlich	100%	29.07.2014	10'125'813/ SWEDE	0,75%
4,50% p.a. 	Maximum aus 4,50% und 3m NOK NIBOR	Dreimonats-satz (NOK NIBOR)	viertel-jährlich	100%	08.07.2014	10'125'805/ FLNOK	0,75%

*indikativ

Kotierung beantragt für den 18. August 2009

Minimum-Coupon (Floor)	Coupon p.a.	Basiswert	Coupon-Zahlung	Kapitalschutz per Verfall	Verfall	Valoren/Symbol	Geld-Briefsp.*
6,00% p.a. 	Maximum aus 6,00% und 3m AUD BBSW	Dreimonats-satz (AUD BBSW)	viertel-jährlich	100%	18.08.2014	10'125'816/ KOALA	1,00%
6,00% p.a. 	Maximum aus 6,00% und 3m NZD BKBM	Dreimonats-satz (NZD BKBM)	viertel-jährlich	100%	18.08.2014	10'125'817/ KIWIS	1,00%
4,00% p.a. 	Maximum aus 4,00% und 3m EURIBOR	Dreimonats-satz (EURIBOR)	viertel-jährlich	100%	18.08.2015	10'125'819/ FLOTR	0,50%
3,00% p.a. 	Maximum aus 3,00% und 3m CHF LIBOR	Dreimonats-satz (CHF LIBOR)	viertel-jährlich	100%	18.08.2015	10'125'818/ FRANK	0,50%

Risikohinweis:

Dieses Werbeinserat stellt keinen Emissionsprospekt im Sinne von Art. 652a resp. 1156 OR dar. Der alleinverbindliche Prospekt in englischer Sprache kann direkt bei ABN AMRO Bank N.V., Zweigniederlassung Zürich, unter der Tel. 044/6316262 bezogen werden. Die Produkte qualifizieren nicht als Anteile einer kollektiven Kapitalanlage im Sinne des Bundesgesetzes über die kollektiven Kapitalanlagen (KAG) und sind daher auch nicht der Aufsicht der Eidgenössischen Finanzmarktaufsicht (FINMA) unterstellt. Die Anleger sind dem Konkursrisiko der Emittentin ausgesetzt. Die Produkte sind weder für den Vertrieb in den Vereinigten Staaten, Grossbritannien oder den Niederlanden, noch an US-Personen bestimmt.

Wir machen Sie darauf aufmerksam, dass die Gespräche auf der angegebenen Linie aufgezeichnet werden. Bei Ihrem Anruf gehen wir davon aus, dass Sie mit dieser Geschäftspraxis einverstanden sind.

➤ Weitere Informationen zu diesen und anderen interessanten Produkten von ABN AMRO
Tel. 044 631 62 62 · abnamro.pip@ch.abnamro.com · www.abnamromarkets.ch

Fulvio Pelli

Der FDP-Präsident ist das brillianteste Neutrum der Schweizer Politik. Seine Wahlchancen sind hervorragend. Von Roger Köppel

Die Bundesratswahlen widerlegen alle Wunschträume und Fehldeutungen. Tatsache ist: Die Schweiz bleibt die einzige funktionierende Demokratie auf diesem Planeten, die freiwillig auf eine wirkliche Regierung verzichtet. Unser System ist, je weiter wir nach oben gehen, auf Verhinderung kodiert, auf Machtbrechung, Langeweile und auf die Vermeidung grosser Dramen und Entscheidungen. Das Nibelungenmässige, die Grandezza, schon alles sarkozyhaft Aufgepumpte, Übersteigerte haben die Eidgenossen aus Selbstschutz eliminiert. Stattdessen überwiegt, und das ist positiv gemeint, das Kleinkarierte, Schleicherische, Schrebergärtnerhafte. Die Schweiz hat keine Regierung, sondern ein Vollzugsorgan des Volkswillens, dessen Zweck es ist, die Einheit eines so uneinheitlichen Landes zu verkörpern. In jedem anderen System kommen Leute an die Spitze, die Wahlen gewinnen, die Macht und Geld haben oder beides wenigstens organisieren können. In der Schweiz wird man mit solchen Eigenschaften abgesägt oder abgewählt. Bundesräte repräsentieren und geben Impulse, aber sie regieren nicht. Der Verzicht auf politische Führung ist das Risiko, das die Schweiz um ihrer Freiheit willen immer wieder eingeht.

Für Aussenstehende mag es ans Absurde grenzen. Die Schweiz durchläuft die grösste Wirtschaftskrise seit dem Zweiten Weltkrieg. Ausländische Grossmächte drohen dem Kleinstaat und wollen Bestandteile seiner Rechtsordnung (Bankkundenschutz, Steuerhoheit) herausbrechen. Im Innern laufen die Sozialwerke aus dem Ruder, und der Staat schraubt zur Unzeit Steuern und Abgaben hoch. Die grossen Zukunftsfragen bleiben ungelöst: Soll die Schweiz der EU beitreten? Ist der Sonderfall ein Auslaufmodell? Wie können wir die Angriffe auf unseren Finanzplatz abwehren? Gibt es eine Strategie, wie sich die Schweiz im Standortwettbewerb bewähren will? In jedem anderen Land wären dies die zentralen Themen einer Regierungswahl. Die politische Schweiz hingegen diskutiert mit rührender Sorgfalt über die Sprachkenntnisse und die Herkunft möglicher Bundesräte. Allen Ernstes wird die Frage erörtert, ob wir einen Voll-, Halb- oder Viertelwelschen in der Regierung haben wollen, wobei der aktuelle Kronfavorit, Fulvio Pelli, ein Tessiner ist, der einem lupenreinen Westschweizer



Nein, ja, lieber nicht und daher doch.

Konkurrenten, der perfekt Französisch spricht, Urs Schwaller, doch tatsächlich vorwirft, er sei nicht welsch genug. Wer mit den hiesigen Gepflogenheiten nicht vertraut ist, könnte leicht zum Schluss kommen, dass die politische Schweiz ein Land der Seligen oder der Verrückten ist. Vermutlich stimmt beides.

Obschon oft kritisiert, erscheint FDP-Präsident Fulvio Pelli im Moment als die perfekte Verkörperung eines Systems, das auf Regierungsstufe den wendigen, dehnbaren und zu allen Kompromissen bereiten Machtverwalter fordert, nicht die prinzipienfeste Führernatur. Auf Samtpfoten, fast unhörbar, mit einer Beiläufigkeit, die alles offenlässt und auch das Gegenteil, schleicht sich der Tessiner Anwalt in den Bundesrat, unterhalb des Radars, aber willig, verschlossen und doch aufs Verklausulierteste bereit. Aus den Ferien teilt er mit, dass er kein Kandidat sei, um gleich händeringend nachzuschieben, er stehe selbstverständlich zur Verfügung, wenn es die Fraktion von ihm verlange. Nein, ja, lieber nicht und daher doch: Aus solchen Formeln spricht der ausgeschlafene Machiavellist und Taktiker, der Mann mit der ganz feinen Nase für Strömungen und Risiken, wenn es um die Weiterentwicklung der eigenen Laufbahn geht. Fulvio Pelli ist, das bestätigen Freunde wie Gegner, das brillianteste Neutrum der Schweizer Politik, ein teflonglatter Präzisionsinterpret jener Rollen, die von ihm erwartet werden. Er hat die grössten Chancen auf die Wahl.

Es liegt in der Natur der Sache, dass ein so wieselflinker, aber auch zäher, fleissiger und machtbewusster, in seiner Karriere nur einmal abgewählter Parlamentarier sich nicht den Luxus eines allzu festen Standpunkts leisten kann. Pelli ist ein Wanderer zwischen links und rechts, mal da, mal dort, Hauptsache oben. Er begann als Euroturbo in seinem Heimatkanton Tessin und wurde zum überzeugten Bilateralisten. Man kennt ihn aus der TV-«Arena» als Steuersenker und Staatsverschlinker, doch die kranken IV-Kassen möchte auch er mit höheren Abgaben heilen. Vor ein paar Jahren wollte Pelli die Wirtschaftspartei FDP von ihrem Image als Wirtschaftspartei befreien. Inzwischen predigt er die Segnungen des Unternehmertums. Als ihn konservative FDPler einen «Etatisten» schimpften, setzte er sich zum Ärger der Parteilinken für die Wiederwahl von Christoph Blocher ein.

Allen Versuchen, ihm eine Etikette anzuhängen, entschlüpfte bisher der gelenkige Advokat. Beherzt spricht er sich für freie Märkte aus, um sich gleichzeitig im Tessiner Tiefbausektor an Preisabsprachen zu beteiligen («Asfaltopoli»). Genial war, wie Pelli seine parteiinternen Kritiker zähmte, indem er sie zu «Leuchttürmen» machte, also mit Pöstchen und Ämtern versah, die ihm jetzt durch Gefolgschaft vergütet werden. Das Bild passt zu einem Parteichef, dessen eigenes Licht in alle Richtungen abstrahlt, ohne sich auf eine festzulegen.

Wo Pelli am Ende wirklich steht, dürften nur die engsten Vertrauten wissen. Vielleicht ist es nicht so wichtig. In seinem Aufstieg spiegeln sich die guten und die weniger guten Schweizer Traditionen: Die direkte Demokratie verhindert den Durchmarsch starker Führer. Handkehrum kommen die Biegsamen und Wendigen leichter hoch. Wer sich mächtige Bundesräte wünscht, verkennt die Schweiz.

Es war eine Rückkehr zu prägenden Erfahrungen der Spätjugend: Vor über einem Vierteljahrhundert erlebte ich die Schweizer Hardrockband Krokus im Zürcher Volkshaus an einem grossartigen Konzert, das eine Wucht und eine Kraft hatte, die man dem hiesigen Musikschaffen nicht zutraute. Die Gruppe legte einen kometenhaften Aufstieg hin, stürzte ab, zerbrach im Streit und wagt nun, erstaunlich entspannt, ein Comeback fast in der Ur-Formation. Letzte Woche spielten die Solothurner in Zofingen ihr einziges Schweizer Konzert in diesem Jahr. Fazit: hervorragend. Die Kraft der Klassiker war ungebrochen. Die Bretter und die Hüften hielten. Sänger Marc Storace traf, für einen Rocker dieses Alters verblüffend, jeden Ton. Wie ein gut geführtes Schweizer Industrieunternehmen ist die Band am besten, wenn sie ihre bewährten Produkte liefert. Was wirklich gut ist, hat Bestand.



Hochspannung: Regisseurin Bigelow. Seite 34



Fortschritt: auf schnellen Füßen. Seite 30



Für Gross und Klein: Babar. Seite 38



Happy Birthday: Künstler Rolf Knie. Seite 36

Aktuell

5 Editorial

9 Kommentar Duell der Sphinx

10 Der grosse Treubruch

In den Verhandlungen zwischen der UBS und den USA werden die wichtigsten Protagonisten verraten: die Kunden

12 Schwere Hypothek

Eine kanadische Firma wirft Viktor Vekselberg kriminelle Machenschaften vor

13 Wirtschaft Tücken der Statistik

14 Ende einer Ära

Die Schliessung des Ammann-Verlags ist ein Alarmzeichen

15 Essay Tiere im Labor

16 Geheimwaffe Bill

Bill Clintons Überraschungsbesuch in Nordkorea

17 Die Deutschen Nasenbären und andere Experten

17 Personenkontrolle Reimann, Ospel, Lardo, Rössig, Couchepin, Solari

18 Mörgeli Jubelpfad zur Migration

18 Bodenmann Gepanzert ins Sommerloch

19 Medien Der Fluch der bösen Tat!

19 Wortkontrolle Schiffbruch mit «Kulturnation»

20 Leserbriefe

Hintergrund

22 General des Widerstands

Im Mai 1940 stand die Existenz der Schweiz auf dem Spiel. Mit dem Rückzug in die Alpen wagte General Guisan alles – und gewann

24 Faszination Réduit Die TV-Sendung «Alpenfestung»

26 Kontroverse Ressentiments statt Fachkritik

28 Waterloo im Emmental

Das Kartenhaus um die Langnauer SCL Tigers ist eingestürzt – Hans Grunder geht auf Betteltour

30 Lucys Fuss

Evolution des Körperteils, der den Weltrekordsprinter Usain Bolt mit den Frühmenschen verbindet

33 Alkohol-Kollateralschaden

Die Trunksucht in der Schweiz wird zur Bedrohung

34 Action-Queen

Mit «The Hurt Locker» gelingt Regisseurin Kathryn Bigelow der spannendste US-Film über den Irakkrieg

36 Affen zum Geburtstag

Rolf Knie, der vor 25 Jahren dem Zirkus den Rücken kehrte, wird sechzig auf Mallorca

38 Anarchist und Musterknabe

Die Geschichten des kleinen Elefanten Babar von Jean de Brunhoff sind Kinderbuchklassiker



«Man ist nichts Besseres, wenn man einen Titel hat»: Unternehmer Graf von Faber-Castell. Seite 40

Interview

40 «Ab neunzig arbeite ich halbtags»

Anton W. Graf von Faber-Castell ist Chef des grössten Bleistiftherstellers der Welt. Ein Gespräch über Aristokraten, die Finanzkrise und seine Nachfolge

Stil & Kultur

44 Stil & Kultur Schizoide Sahn

46 Namen Von Michael Schumacher bis Anna Paquin

47 MvH Meine Piazza

48 Im Gespräch Hemdenhersteller Ignatious Joseph

49 Luxus Der kleine Unterschied

50 Auto Mercedes E 250 CDI Blue Efficiency

51 Objekte Kompaktdigitalkamera Panasonic Lumix DMC-ZX1

51 Wein Cornalin 2007

52 Bestseller

52 Gemischte Gefühle

Der neue Roman von Peter Stamm wird bereits als literarisches Ereignis gefeiert

54 Jazz Thad Jones-Mel Lewis Orchestra

54 Film «Los abrazos rotos»

55 Theater Die Rache der Frau am Dichter

56 Doppelpass Der 1. August: Folge 38 des Fortsetzungsromans

58 Hochzeit Künstlerin Lara Russi

Autoren in dieser Ausgabe

Walter Schaufelberger



Mit wachsendem Ärger verfolgte der emeritierte Professor für Militärgeschichte die Diskussion um das TV-Format «Alpenfestung».

Dass das Réduit auch militärisch Sinn machte, weiss Schaufelberger nicht nur aus beruflichen Gründen: Er leistete selber Aktivdienst. Seite 26

Pia Reinacher



Die Schweizer Literaturkritikerin und Buchautorin schreibt für die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* und die *Weltwoche*. Zudem ist sie Dozentin an

der Zürcher Hochschule Winterthur. Für diese Ausgabe recherchierte sie die Hintergründe zum Ende des Ammann-Verlags. Seite 14

www.weltwoche.ch

Sagen Sie uns Ihre Meinung

Warum finden starke, erfolgreiche Frauen keine Männer? Braucht die Schweiz neue Atomkraftwerke? Sind Allergiker in Wahrheit Simulanten? Jede Woche stellen wir Ihnen eine neue Frage zu einem brisanten *Weltwoche*-Thema. Machen Sie jetzt mit bei unserer Umfrage unter www.weltwoche.ch/umfrage

Weltwoche-Videokommentar

Direkt aus dem Redaktionsbüro senden wir jeden Montag den *Weltwoche*-Videokommentar. Chefredaktor Roger Köppel und weitere Autoren präsentieren in drei bis vier Minuten ihre Ansichten zu den brennenden Themen der Woche. Der Kommentar wird jeweils ab 15 Uhr auf der Homepage aufgeschaltet. www.weltwoche.ch/videokommentar

Platin-Club

Spezialangebot: 20 % Rabatt auf den Eintritt für die Giacometti-Ausstellung der Fondation Beyeler, Riehen
Spezialangebot: 20 % Rabatt auf die Biografie «Christoph Blocher - Der konservative Revolutionär» von *Weltwoche*-Autor Markus Somm. Fr. 38.- statt 48.-
Produkt des Monats: 25 % Rabatt auf den Radio- wecker HDigit Fii-Clock für DAB, UKW, Internet- Radio, Podcasts und Streaming. Fr. 179.- statt 239.-
Mehr auf www.weltwoche.ch/platinclub

«Wenn es meiner Arbeit nützen würde, jeden Abend in Zürich einen Nachtclub aufzusuchen, würde ich das tun.»

Philip Roth plaudert in der *Weltwoche* vom 23. Juli über Barack Obama, die Liebe und die Frage, warum er zutiefst unglücklich ist, wenn er gerade nicht schreibt.

Verpasst?

Damit Ihnen das nicht nochmals passiert, gibt's die *Weltwoche* auch im Abonnement.

- Ich möchte die *Weltwoche* 10 Wochen lang für Fr. 30.– Probe lesen. Im Vergleich zum Einzelverkauf spare ich Fr. 27.–. SL 001 K12 001 001
- Ich bestelle ein Jahresabonnement der *Weltwoche* für nur Fr. 203.–. Im Vergleich zum Einzelverkauf spare ich Fr. 97.90. FL 001K12 001 001

Name, Vorname

Strasse, Nr.

PLZ, Ort

E-Mail

Coupon ausfüllen und einsenden an: Weltwoche Verlags AG, Abo-Service, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Oder abonnieren Sie die *Weltwoche* über Telefon 0800 80 44 80, Fax 043 444 50 91 oder www.weltwoche.ch/abo. Preise Inland inkl. MwSt., Stand 2009. Auslandpreise unter www.weltwoche.ch/abo.

Der grosse Treuebruch

Von René Lüchinger — Die Schweizer Regierung glaubt treuherzig an einen Erfolg am Verhandlungstisch, derweil die Amerikaner neue Klagen vorbereiten. Der eigentliche Skandal ist: Niemand schert sich um die Bankkunden, die nun geopfert werden. Diese Haltung ist neu für unseren Finanzplatz.



Im Visier der amerikanischen Justiz: die UBS in New York.

Wenn gar nichts mehr geht, bleibt nur das trotzigste Wort: «An diesem Bankgeheimnis werdet ihr euch die Zähne ausbeissen», rief Finanzminister Hans-Rudolf Merz vor achtzehn Monaten. «Das Bankgeheimnis ist nicht verhandelbar», hiess es trotzig vergangenen Herbst. «Kein Notrecht mehr» in den Verhandlungen mit den USA, lautete das Wort zum Sonntag Anfang Woche. Hans-Rudolf Merz, Finanzminister und Mitglied des UBS-Ausschusses im Bundesrat, kämpft mit beherzten Worten wie weiland der rührige Don Quijote mit seiner Lanze. Der traurige Junker aus dem Roman von Miguel de Cervantes trat gegen die Windmühlen in den Weiten Iberiens an; Merz tut dasselbe gegen amerikanische Steuerfahnder und Anwälte. Beide haben keine Chance auf Erfolg.

Für die Amerikaner ist der inzwischen Monate währende sogenannte Steuerstreit mit

der Schweizer UBS mehr als ein bilateraler kalter Krieg zwischen der grossen Supermacht und dem kleinen Alpenstaat und mehr als die Hebung eines Goldschatzes in Zeiten von Krise und leeren Staatskassen. Es geht um einen Wirtschaftskrieg mit dem strategischen Ziel, das Swiss Banking in der tradierten Form unwiderruflich zu zerstören. In dieser kriegerischen Auseinandersetzung schicken die Amerikaner keine GIs oder Panzer mehr, sondern Paragraphen und Juristen. Sie wollen die Namen von 52 000 potenziellen Steueründern, die ihr Geld der Schweizer Grossbank anvertraut haben. «Der Fall UBS», sagt US-Anwalt William Sharp gegenüber dem *Sonntagsblick*, «dient als Blaupause, alle Schweizer Banken anzuklagen.» Der Mann muss es wissen. Er vertritt US-Kunden von Schweizer Banken.

Den Amerikanern geht es also ums Grundsätzliche. Den Schweizern in erster Linie dar-

um, die angeschlagene Grossbank aus der Schusslinie zu nehmen. Erstere agieren systematisch und strategisch, Letztere haben den Einzelfall UBS im Visier, den die Schweizer Politik noch immer glaubt, in alter Manier und mit dem Mittel der Amtshilfe erledigen zu können. Nach der grundsätzlichen Einigung mit den amerikanischen Behörden Ende vergangener Woche, so ist aus dem Bundeshaus zu hören, hätten sich die USA verpflichtet, «auf der Basis der bestehenden Abkommen zu agieren und nochmals um Amtshilfe zu ersuchen». Das klingt nach Zuversicht und signalisiert einen diplomatischen Durchbruch.

Der Blick in die Vergangenheit zeigt jedoch deutlich, was die amerikanische Seite von zwischenstaatlicher Amtshilfe hält: nicht viel. Im Zeitraum zwischen 2000 und 2007 hat die Schweiz den USA in dreizehn Fällen Amtshilfe wegen Steuerbetrugs geleistet. Als der Jurist Philippe Weissenberger, Richter am Bundesverwaltungsgericht, im März 2009 bei der Eidgenössischen Steuerverwaltung (ESTV) eine ähnliche Anfrage startete, erhielt er die Antwort, dass «betreffend Amtshilfe bei Steuerbetrug oder dergleichen bei der ESTV in den letzten zehn Jahren insgesamt rund dreissig Amtshilfeersuchen eingegangen» seien.

Diese Auskunft ist in zweierlei Hinsicht aufschlussreich. Ganz offensichtlich haben die amerikanischen Steuerfahnder in der Vergangenheit dieses Rechtsmittel nicht eben rege zu Hilfe genommen, wenn es darum ging, amerikanischen Steueründern auf die Schliche zu kommen. Zum anderen zählt die Steuerverwaltung das im Sommer 2008 eingegangene Sammelgesuch der US-Behörden, welches rund 250 Personen betroffen hatte, offensichtlich als ein einziges Gesuch – fast so, als wollte man die seinerzeitige Aushändigung von Kundendaten, die per Notrecht und ohne Anhörung der Betroffenen erfolgte, nicht an die grosse Glocke hängen.

Nicht auffallen – nicht reinfallen

Die Amtshilfe, so viel scheint klar, ist nicht das Vehikel, auf das die amerikanischen Steuerbehörden setzen. Die leckgeschlagene UBS dient lediglich als Einfallstor. Und für eine zweite Welle gegen das Schweizer Bankgeheimnis bereiten die USA bereits neue Klagen gegen weitere Schweizer Banken vor. Rührend, dass Finanzminister Hans-Rudolf Merz vor laufender TV-Kamera noch immer glaubt,

mit der Regelung von ein paar Verfahrensfragen zur Amtshilfe diese Angelegenheit ein für alle Mal aus der Welt zu schaffen

Die potenziell von einer erneuten US-Klagewelle Betroffenen zeigen durch ihre Handlungen, dass zumindest sie die Zeichen der Zeit erkannt haben. Kein Schweizer Banker, der es vermeiden kann, reist derzeit berufshalber in die USA – zu gross das Risiko, dass er dort wider seinen Willen festgehalten werden könnte. Und die Schweizer Banken tun derzeit alles, um nicht auf dem Radar der amerikanischen Steuerbehörde zu erscheinen – frei nach dem Motto: nicht auffallen, um nicht reinzufallen. Die Migros-Bank etwa, mit Sicherheit kein grosser Player auf dem amerikanischen Markt, bearbeitet keine E-Mails mehr aus den USA, Faxes und Briefe mit diesem Ab-



«Kein Notrecht mehr»: Finanzminister Merz.

sender werden nicht mehr entgegengenommen, Telefonate von dort bleiben unbeantwortet. Die Zürcher Kantonalbank (ZKB) trennt sich bis Ende Jahr von allen in den USA wohnhaften Kunden mit Wertschriftendepots und verzichtet freiwillig auf Neukunden. «Die wenigen US-Kunden, die wir haben, werfen wir jetzt raus», sagt ganz undiplomatisch Yves Mirabaud, Gesellschafter der gleichnamigen Genfer Bank.

Was Bundesrat und Banken sich hier leisten, ist wohl einmalig in der Geschichte des Schweizer Finanzplatzes. Unter dem Deckmantel eines bilateralen Amtshilfeverfahrens werden 52 000 UBS-Kunden potenziell an die amerikanischen Steuerfahnder ausgeliefert. Kunden sind das, die sich nach schweizerischem Recht keineswegs schuldig gemacht haben, von denen auch die Bank über Jahre gut gelebt hat. Und auch das Geschäftsgebaren, welches zahl-

reiche Schweizer Banken gegenüber amerikanischen und in den USA wohnhaften Kunden neuerdings an den Tag legen, spricht Bände, so verständlich es ist. Diese Kunden sind schlicht

Es ist ein Wirtschaftskrieg, der das Ziel hat, das Swiss Banking unwiderruflich zu zerstören.

nicht mehr erwünscht. Wann hat es das schon einmal gegeben, dass Bankkunden nach jahrelangen, unbescholtenen Geschäftsbeziehungen Knall auf Fall aufgefordert werden, die Bank zu wechseln?

Die Angst vor einer möglichen Anklage in den USA muss gross sein, wenn ein Schweizer Bankier seine Fürsorgepflicht gegenüber seiner Kundschaft auf diese Art und Weise verletzt. Für die amerikanischen Steuerfahnder ist dies die vorderste Angriffslinie: Ein Schweizer Banker, der seine Kundschaft derart verrät, verliert seine Reputation. Auf Reputation aber gründet nicht nur das Berufsethos, sondern auch zu einem guten Teil die weltweite Vormachtstellung des Swiss Banking in der Vergangenheit. Es geht in diesem Zusammenhang nicht nur um entgangene Steuermillionen, sondern immer auch um den globalen Kampf der Finanzplätze.

Insiderhandel und Geldwäscherei

Diesen Kampf haben die Amerikaner immer auch mit juristischem Geschütz geführt und dabei in zahlreichen Fällen die Schweiz und ihr Bankgeheimnis ins Visier genommen. Anfang der achtziger Jahre etwa, als Kunden von Schweizer Banken mit Insiderdeals an den Börsen sagenhafte Gewinne machten und dadurch in die Schlagzeilen gerieten. Sie beriefen sich bei ihrem Tun auf das Bankgeheimnis und die Tatsache, dass der sogenannte Insiderhandel in der Schweiz nicht strafbar war. Auf Druck der USA – die Amerikaner drohten mit Gerichtsverfahren und einem Geschäftsverbot von Schweizer Banken in den USA – implementierte die Schweiz schliesslich ein Insidergesetz.

Als kurze Zeit später auf dem Schweizer Finanzplatz spektakuläre Fälle von Geldwäscherei aufflogen – etwa die sogenannte Pizza- oder Libanon-Connection –, bei denen es immer um Drogengelder ging, waren es wiederum die Amerikaner, welche die Schweiz zu Konzessionen zwangen. Heute hat das Land eines der schärfsten Geldwäschereigesetze der Welt. Und im Jahre 2002 verpflichteten sich die Schweizer Banken in einem sogenannten «Qualified Intermediary»-Abkommen (QI) gegenüber den USA, sämtliche Transaktionen von US-Bürgern mit US-Wertschriften den Steuerbehörden zu melden. Dass nun die UBS in grober Weise gegen das QI-Abkommen ver-

stossen und damit die jüngste amerikanische Attacke ausgelöst hat, ist eine Ironie der Geschichte.

Viel schwerer wiegt, dass der jüngste Fall eine neue, noch nie dagewesene Qualität aufweist. Zum ersten Mal agieren Bundesrat und Banker im Gleichschritt und liefern Kundendaten aus. Und wohl auch zum ersten Mal lehnen Schweizer Banken Kunden ab, die nach bislang gültigem schweizerischem Rechtsverständnis gegen keine Gesetze verstossen haben. Das amerikanische Trommelfeuer hat ganz offensichtlich die helvetischen Verteidigungslinien mürbe gemacht.

Das Erschreckende dabei ist, dass dieses Verhalten innert weniger Monate zum gesellschaftlich akzeptierten Common Sense geworden ist. Kein Branchenverband, keine politische Instanz existiert, die noch ein Fragezeichen setzen würde.

Manchmal ist es Volkes Stimme, welche zumindest noch überbordende emotionale Reaktionen zeigt. So etwa jener Leserbriefschreiber aus Zug, der meint: «Da gibt es nur eins: Abbruch aller Geschäftsbeziehungen sowie Ausweisung aller US-Bürger. Sollen die doch in ihrer Bananenrepublik bleiben.» Oder jener aus dem Aargau, der schreibt: «Das Beste wäre, die USA verstaatlichen die UBS. Dann hätten wir einige Sorgen weniger.» Zumindest zwei, die sich noch herrlich aufregen können. ○

suche.ch[®]
Das Schweizer Internet-Portal
jetzt noch besser!
einfacher - schneller - genauer

schon besucht?

kredite.ch

hypotheken.ch

wohnungen.ch

architekt.ch

sicherheit.ch

renovationen.ch

solaranlagen.ch

wetterbericht.ch

Schwere Hypothek

Von Carmen Gasser — Eine kanadische Firma wirft Viktor Vekselberg kriminelle Machenschaften vor. Wird die Klage zugelassen, könnten die Folgen für den Russen dramatisch sein.



Neue Brisanz: Oligarch Vekselberg.

Am 18. August soll beim Industriekonzern Sulzer eine Zeitenwende eingeleitet werden. Zumindest, wenn es nach Viktor Vekselberg geht. Mit 31 Prozent der Stimmen will er im Verwaltungsrat des Winterthurer Konzerns das Sagen haben. Präsident Ulf Berg ist er bereits losgeworden. Nun plant der Oligarch, anlässlich einer ausserordentlichen Generalversammlung zwei weitere Renova-kritische Köpfe abwählen zu lassen. Für sie sollen mit Jürgen Dormann und Klaus Sturany Personen ins Sulzer-Board kommen, die Vekselbergs Renova wohlgesinnt sind. Damit würden vom siebenköpfigen Gremium fünf dem Renova-Lager nahestehen. Das wäre eine komfortable Mehrheit.

Währenddessen läuft gegen den Russen ein Verwaltungsstrafverfahren, das das Eidgenössische Finanzdepartement seit dem 6. April 2009 führt. Es geht um den Verdacht, dass bei der Beteiligung an Sulzer bewusst börsenrechtliche Meldepflichten umgangen worden sind. Aufgrund dessen haben jüngst, wie die *NZZ am Sonntag* schreibt, unzufriedene Minderheitsaktionäre vor Gericht eine Klage auf Stimmrechtssuspendierung eingereicht. Mit dieser Klage wollen sie erreichen, dass die Stimmrechte von Renova nicht ausgeübt werden können.

Zweifel über Vekselbergs Geschäftsgebaren gibt es schon länger. In den vergangenen Jahren beschäftigte der Russe weltweit zahlreiche

Gerichte. Nun droht ein Fall, der seit 2002 vom United States District Court von New York behandelt wird, neue Brisanz zu erhalten. Nicht zuletzt aufgrund dessen, was in der Klageschrift steht. Auf 71 Seiten wird Vekselberg neben anderen Beschuldigten wie Oligarch Leonard Blavatnik oder Ex-BP-Chef John Browne seitens des kanadischen Unternehmens Norex vorgeworfen, Geldwäsche und Steuerhinterziehung zu betreiben, sich unrechtmässig bereichern zu haben, unter anderem mit Waffengewalt und Bestechung.

Dem Kreml sei Dank

Minutiös werden zwischen 1997 und 2003 Verbindungen, Aktivitäten und involvierte Unternehmen aufgelistet, welche diese schweren Vorwürfe zu belegen suchen. Die russische Ölfirma TNK – Basis von Vekselbergs Reichtum – soll einzig dank dessen Beziehungen zum Kreml in seine Hände gelangt sein, heisst es dort, massiv unter deren wahrem Wert. Sein Aufstieg basiere unter anderem auf Gewalt. Im Juni 2001 sollen 16 mit Maschinenpistolen bewaffnete Mitarbeiter von TNK die russische Ölfirma Yugraneft gestürmt haben, welche im Besitz der Klägerfirma Norex stand. Wer sich wehrte, soll Todesdrohungen erhalten haben. Nach Annektierung der Ölfirma sei diese ausgehöhlt worden, Rubel- und Dollarkonten in

der Höhe von 40 Millionen seien geplündert und nach New York transferiert worden. Norex klagt seither auf 1,5 Milliarden Dollar Schadensersatz.

Auch die Schweizer Behörden waren über diesen Fall informiert. 2004 erhielt der damalige Bundesanwalt Valentin Roschacher von Phil Murray, dem Präsidenten von Norex, Informationen über Transaktionen, welche gezielt die Schweiz betrafen. Darin werden zahlreiche Banken, Kontonummern und Empfänger vermerkt, über die die Gelder verschoben beziehungsweise Bestechungsgelder bezahlt worden seien. Unter anderem tauchen die Bank BNP Paribas, Union Bank of Switzerland wie auch die Banque Indosuez auf.

Bislang sah es so aus, als wären die Chancen für die Kläger gering. Zweimal, 2004 und 2008, wurde die Klage aufgrund Nicht-Zuständigkeit des amerikanischen Gerichts abgelehnt, auch weil es sich bei Yugraneft nicht um ein amerikanisches Unternehmen handelt. Dass Vekselberg seit einigen Jahren an prominenter Adresse – der Fifth Avenue in New York – wohnt, wog offensichtlich zu wenig. Beobachter gehen davon aus, dass der Russe aufgrund dieses Rechtsfalles bewusst auf eine Einbürgerung in den USA verzichtet.

Nun soll bis spätestens Ende des Jahres ein neuer Richter darüber entscheiden, ob die Klage zugelassen wird. Beobachter des Falles geben sich vorsichtig optimistisch und verweisen auf die kürzliche Niederlage von Oleg Deripaska in England. Dem Oligarchen wird, ähnlich wie Vekselberg, vorgeworfen, eine russische Firma annektiert zu haben. Zum ersten Mal überhaupt entschieden vier Höchstrichter, dass die «Risiken einer Klage in Russland viel zu hoch sind», wie Sir Mark Waller, stellvertretender Präsident des Berufungsgerichts, kürzlich gegenüber der *Asia Times* ausführte. Darunter fiel nicht nur die Ermangelung eines fairen Verfahrens, sondern auch das Risiko einer Ermordung. Der Prozessauftritt gegen Russlands reichsten Mann wird nun nächstes Frühjahr erwartet.

Vekselberg hingegen und den anderen Beschuldigten wird nicht nur die illegale Übernahme einer Firma vorgeworfen. Norex wirft diesen organisierte Kriminalität vor und klagt auf Basis des RICO-Acts (Racketeer Influenced and Corrupt Organizations Act). Dieser ermöglicht es, das gesamte Vermögen des Beklagten noch vor Prozessbeginn zu beschlagnahmen, sollte der Staatsanwalt die Argumentation des Klägers übernehmen. Selbiges zwang 1984 Marc Rich zur Kapitulation.

Daniel Grotzky, Pressesprecher von Renova, gibt sich gelassen. Dieser Fall stehe ganz unten auf der Prioritätenliste, meint er und weist alle Vorwürfe zurück. Auch wenn für Vekselberg die Unschuldsvermutung gilt: Solche Vorwürfe sind eine schwere Hypothek für einen kontrollierenden Grossaktionär. ○

Tücken der Statistik

Von Kurt Schiltknecht — Die jüngsten Wirtschaftszahlen scheinen eine Erholung in den USA zu signalisieren. Schon wird das als Erfolg der richtigen Politik gefeiert. Doch die Optik trügt.



Die Euphorie kommt zu früh: Barack Obama, Ford-CEO Alan Mulally.

Unsere Welt ist zahlengläubig. Zwar gibt es kaum jemand, der die vorhandene Datenflut einigermaßen überblicken könnte. Dennoch ist der Wunsch nach weiteren Wirtschaftszahlen ungebrochen gross, und zum Leidwesen der Wirtschaft muss sie in immer kürzeren Zeitabständen noch mehr Daten zur Verfügung stellen. Davon versprechen sich nicht zuletzt die Regulierungsbehörden einen besseren Einblick in das Wirtschaftsgeschehen, zuverlässigere Wirtschaftsprognosen und vor allem ein rechtzeitiges Erkennen von Krisensignalen. Schnell verfügbare Wirtschaftszahlen prägen auch das kurzfristige Geschehen auf den Finanzmärkten. Welchen Stellenwert neue Daten bei der Kursbildung haben, dokumentieren die heftigen Kursreaktionen nach der Bekanntgabe unerwarteter Wirtschaftszahlen. Da der nicht abreissende Strom neuer Daten den Medien zusätzlichen Stoff zum Schreiben gibt und die Neugierde vieler Leser befriedigt, ist das Einführen neuer Statistiken populär. Kaum jemand stellt sich dem Ausufern der kostspieligen und häufig unnötigen Erhebungen entgegen.

Die Interpretation der vielen Wirtschaftszahlen ist schwierig. Wer allerdings glaubt, dass in immer kürzeren Abständen erfasste Daten diese Aufgabe erleichtern würden, irrt. So ist der Informationsgehalt von täglich oder

monatlich erhobenen Werten nicht zwangsläufig grösser als derjenige entsprechender Quartals- oder Jahreswerte. Denn je kürzer der betrachtete Zeitraum ist, umso mehr können die Daten durch zufällige oder situationsgebundene Ereignisse geprägt sein. Aus solchen Zahlen Rückschlüsse auf die allgemeine Wirtschaftsentwicklung zu ziehen, ist kaum möglich. Die Dateninterpretation wird zusätzlich durch die Tatsache erschwert, dass die sofort beobachtbaren Wirkungen wirtschaftspolitischer oder unternehmensspezifischer Massnahmen anders sein können als deren langfristige Folgen. Wenn heute die Statistiken erste Anzeichen einer Erholung der amerikanischen Wirtschaft signalisieren, wird dies von Politikern und den Medien bereits als Erfolg der amerikanischen Wirtschaftspolitik gefeiert.

Bonuszahlungen sind kein Tabu mehr

Die Betrachtungsweise zielt zu kurz. Erst in einigen Jahren, wenn die riesige Staatsverschuldung und die extrem expansive Geldpolitik ihre Wirkung vollständig entfaltet haben, kann ein abschliessendes Urteil gefällt werden. Die Regierungen und Notenbanken wären gut beraten, wenn sie sich in der Beurteilung ihrer Politik nicht auf kurzfristige Erfolge und Daten abstützen würden.

Was in der Wirtschaftspolitik die Norm sein sollte, müsste auch der Privatwirtschaft recht sein. Doch leider schwindet die Hoffnung, dass mit der Bankenkrise eine Abkehr vom kurzfristigen Denken eingeleitet worden wäre. Die Art und Weise, wie die jüngsten Ergebnisse in der Bankenwelt präsentiert und kommentiert worden sind, stimmt nachdenklich. Den Managern der gewinnbringenden Banken wird für ihr Krisenmanagement viel Lob gezollt. Bereits wird von einem erfolgreichen Wiederaufleben des noch vor kurzem vielgeschmähten Investmentbanking gesprochen, und vor dem Hintergrund der schwarzen Zahlen sind Bonuszahlungen kein Tabu mehr. Die Erfahrungen der letzten Jahre werden wieder verdrängt.

Gratisgeld der Nationalbanken

Viele Manager haben in den letzten Monaten unbestreitbar eine gute Leistung erbracht. Dafür erhalten sie ihr hohes Salär. Es wäre aber falsch, die Rückkehr in die Gewinnzone vornehmlich den Managern zuzuschreiben. Die schwarzen Zahlen sind in erster Linie dank der Geldpolitik der Notenbanken zustande gekommen. Diese haben in den vergangenen Monaten den Banken Milliardenkredite mehr oder weniger zum Nulltarif zur Verfügung gestellt. Das «Gratisgeld» konnten die Banken dann zu wesentlich höheren Zinsen an ihre Kunden ausleihen. Die von den Notenbanken auf den Geld-, Kredit- und Wertschriftenmärkten geschaffenen Konditionen ermöglichten den Banken, so hohe Erträge zu erzielen, dass sie ihre Verluste rasch abdecken und wieder in die Gewinnzone zurückkehren konnten. Unter den gegebenen Bedingungen Gewinne zu schreiben, erfordert keine Meisterleistung. Wenn es trotzdem noch nicht alle Banken geschafft haben, aus den roten Zahlen zu kommen, so hängt dies weniger von der Qualität deren Manager, sondern vielmehr von den Altlasten ab.

Eigentlich ist es eine müssige Frage, wer den grösseren Beitrag zur Trendwende bei den Banken geleistet hat. Die Frage wird nur dann relevant, wenn Manager oder Verwaltungsräte der Meinung sind, dass die erzielten Gewinne Anlass für die Gewährung von hohen Bonuszahlungen seien. In diesem Fall muss einmal mehr mit aller Deutlichkeit darauf hingewiesen werden, dass kurzfristige Gewinne im Allgemeinen und die in den letzten Monaten erzielten Bankgewinne im Speziellen keine zuverlässigen Indikatoren für die Qualität der Manager sind. Eine aussagekräftige Managementbeurteilung wird frühestens dann möglich sein, wenn sich die Verhältnisse auf den Finanzmärkten und in der Wirtschaft normalisiert haben. Bis es so weit ist, sollten keine Bonuszahlungen ausgeschüttet werden. Verwaltungsräte, die sich über diese Erkenntnis hinwegsetzen, nehmen die Interessen ihrer Aktionäre nicht wahr. ○

Ende einer Ära

Von Pia Reinacher — Die Schliessung des Ammann-Verlags ist für den Schriftsteller Thomas Hürlimann ein «Alarmzeichen». Beim Bund diskutiert man neue Modelle der Förderung.



Warmherzig, wild, intelligent: Verlegerpaar Egon Ammann und Marie-Luise Flammersfeld.

Man musste ihn nur einmal in seinem verschatteten Büro an der Zürcher Neptunstrasse gesehen haben, wo er zwischen Bücherbergen und Rauchschwaden seine Besucher empfing, um zu wissen, wie er ist. Warmherzig, wild, intelligent, hitzig, luzide. Ein unangepasster, rabauziger Verleger, der mit seinem literarischen Instinkt jahrzehntelang in der Schweiz und auf der ganzen Welt verborgene Talente aufspürte, sie unter seine verlegerischen Fittiche nahm und damit den Verlag zu einer der renommiertesten Schweizer Adressen machte. Wer Egon Ammann besuchte, wurde zuerst von Macarena empfangen, der Schutzheiligen der Stierkämpfer, die als Poster an der Türe hing, und dann von Bruder Klaus, dem Schutzheiligen des reinen Gewissens, der aus einem kleinen Rahmen auf dem altmodischen Lesepult hervorlugte.

Ein symptomatisches Szenario für das Format dieses Verlegers. Streng katholisch erzogen, war er den Genüssen des Lebens stets zugewandt. Mit einem Studium der Altphilologie und einer Verlagsbuchhändlerlehre holte er sich das nötige intellektuelle Rüstzeug und mit weiten Reisen in die Türkei und den Vorderen Orient sowie einem Job als Lastwagenfahrer die menschliche Bildung. Mit diesen Voraussetzungen schuf er in 29 Jahren ein Imperium, das ihm zwar wenig Geld, aber Reputation und Respekt im deutschsprachigen Raum einbrach-

te. Über tausend Titel publizierte er in dieser Zeit. Er entdeckte Autoren wie Thomas Hürlimann und Ulrich Peltzer, ebnete Schweizer Autoren wie Erika Burkart, Hansjörg Schneider oder Ruth Schweikert den Weg, publizierte die Debüts von später gefeierten Schriftstellern wie Thorsten Becker oder Julia Franck, lancierte populäre Bestseller wie Eric-Emmanuel Schmitt und heimste für Verlag und Autoren zahlreiche Preise und Auszeichnungen ein.

Die Schlüsselrolle des S.-Fischer-Verlags

Bei diesem Erfolg wirkt die angekündigte Verlagsschliessung wie ein Paukenschlag. Gewiss, die Gründe für das Ende sind vielfältig. Der 68-jährige Verleger hat nach mehreren Herzinfarkten mit gesundheitlichen Problemen zu kämpfen. Seine Frau und Mitbegründerin Marie-Luise Flammersfeld, die noch im aktuellen Programm mit sechs Titeln der neuen Reihe «Ammanns kleine Bibliothek» literarische Trouvaillen präsentiert, macht klar, dass ihnen das Wasser nicht bis zum Hals stehe. Und doch überrascht die Ankündigung eines Verlegers, der schon Pläne bis ins Jahre 2011 geschmiedet hatte. Natürlich wusste man, dass der Verlag ohne die in der Stunde der Not hereinflatternden Schecks des Winterthurer Mäzens George Reinhart schon früher gefährliche Klippen kaum umschiffen hätte. Klar war auch, dass Am-

mann durch die Holtzbrinck-Erbin und S.-Fischer-Verlegerin Monika Schoeller als stille Mehrheitsgesellschafterin seit den neunziger Jahren unterstützt wurde – sie glich die Verluste mit Beiträgen aus, die man bei 500 000 Euro und mehr im Jahr vermutet. Überhaupt spielte der S.-Fischer-Verlag eine Schlüsselrolle: durch die Kooperation mit dem Vertriebssystem, aber auch durch die Publikation von Taschenbüchern von Ammann-Autoren, die damit im deutschen Markt noch stärker präsent waren. Und niemand zweifelt, dass S. Fischer, der in den letzten Jahren zunehmend Schweizer Autoren an Land zog, nicht nur Thomas Hürlimann eine neue Heimat verschaffen wird.

«Ein Stück Heimat geht unter»

Und doch liegen die Gründe für das Ende vor allem in der veränderten Marktsituation, das Verlegen anspruchsvoller Literatur wird schwieriger. Die Konzentration in Verlagswesen und Buchhandel geht im Internet-Zeitalter immer rasanter voran. Die Umsätze sind in den letzten Monaten geschrumpft, die Gewinne eingebrochen. Finanzieller Erfolg ist nur noch mit Spitzentiteln zu machen, von denen nicht mehr 5000, sondern 50 000 Exemplare verkauft werden müssen, um positiv zu Buche zu schlagen. Das Verschwinden des neben Diogenes wichtigsten Schweizer Verlages ist ein donnerndes Signal, der Abschied einer der profiliertesten Verlegerpersönlichkeiten ein Verlust für das Schweizer Kulturleben, der nicht hoch genug zu veranschlagen ist. Die Literaturszene der Schweiz ist in eine prekäre Schieflage geraten. «Es ist ein Alarmzeichen, das man endlich zur Kenntnis nehmen sollte», meint der Schriftsteller Thomas Hürlimann. Literatur sei noch immer eine der primären Quellen kultureller Identität eines Landes, eine Plattform der intellektuellen und emotionalen Selbstversicherung. «Wenn sie verschwindet, geht damit gleichzeitig ein Stück Heimat unter, und diesen kulturellen Verlust sollte man nicht unterschätzen. Ein Vorgang, bei dem man sehr aufpassen muss; denn der Letzte macht die Lichter aus.»

Dani Landolf, Geschäftsführer des Schweizer Buchhändler- und Verleger-Verbandes, weiss, dass die Luft für die meisten Schweizer Verlage dünn geworden ist, und fordert veränderte Rahmenbedingungen: mit einer Verlagsförderung, die diesen Namen auch verdiene. Was Pro Helvetia mache, sei nicht das, was Verlage brauchen, die am Markt operieren. Allerdings besteht ein kleiner Hoffnungsschimmer. BAK-Direktor Jean-Frédéric Jauslin hat mit der Pro Helvetia sowie allen Branchenvertretern über neue Modelle nachgedacht und eine Studie in Auftrag gegeben. Nächste Woche soll entschieden werden, ob analog zu «Succès Cinéma» ein Modell «Succès Littérature» weiterverfolgt werden soll, das die Literaturszene erfolgsabhängig fördert. Damit verspricht man sich die Unterstützung einer Branche, die im Umbruch ist. ○



Essay

Tiere im Labor

Seit den Anschlägen militanter Tierschützer gegen Novartis-Chef Vasella beschwören Kommentatoren die Notwendigkeit von Tierversuchen. Dabei ist deren Aussagekraft umstritten. Längst stehen in vielen Fällen bessere Methoden zur Verfügung. *Von Winfried Ahne*

Als die juristische Fakultät in Leipzig 1765 zwei Menschen wegen Tierquälerei verurteilte, trat erstmals ein Rechtsverhältnis zwischen Mensch und Tier in Kraft. Seither haben die meisten Staaten versucht, dieses Rechtsverhältnis in Tierschutzgesetzen festzuschreiben. Versuche an Tieren, insofern sie wissenschaftlichen Zwecken dienen, werden dabei in einem bestimmten Rahmen akzeptiert.

Viele Tierschützer bestreiten dieses Recht der Forschung jedoch. Vielfach kommt es deshalb zu hartnäckigen und von Seiten radikaler Tierversuchsgegner sogar militanten Auseinandersetzungen, wie dies die Anschläge gegen Novartis-Chef Daniel Vasella wegen einer angeblichen Zusammenarbeit mit einem britischen Tierversuchslabor einmal mehr offenbaren. Alle seriösen Tierschutzverbände haben die Anschläge einhellig verurteilt. Niemand hat das Recht, gegen Gesetze zu verstossen, um seine Ideologien zu verwirklichen. Militante Aktionen schaden dem Tierschutz mehr, als sie ihm nützen.

Dabei ist die Frage, ob bei Tierversuchen die Freiheit von Wissenschaft und Forschung über den Tierschutz gestellt werden darf, eine heftig diskutierte. Der wissenschaftlichen Forschung mit Tieren wird meist pauschal moralische Integrität unterstellt: Sie geschehe ja zum Wohle der Menschen. Aus ethischer Sicht müssen aber auch scheinbar vernünftig begründete Tierversuche differenzierter betrachtet werden. Nicht jedes Experiment, das zum wissenschaftlichen Erkenntnisgewinn beitragen soll, ist ethisch vertretbar, selbst wenn es *lege artis* im Rahmen des geltenden Rechts durchgeführt wird.

Die Befürworter von Tierversuchen vertreten den Standpunkt, dass die Fortschritte der Medizin mit ihren effektiven Behandlungsmethoden ohne Tierversuche gar nicht möglich gewesen wären. Wissenschaftler biomedizinischer Forschungseinrichtungen halten deshalb fest an der These, Tierversuche seien unersetzlich. Die Tierversuchsgegner argumentieren dagegen, dass die Übertragbarkeit der Ergebnisse aus Tierversuchen auf Menschen nur von spekulativem Wert sei. Trotz fundierter Kenntnisse, die die vergleichende Anatomie und Physiologie liefern, musste in den letzten Jahren tatsächlich immer wieder zugegeben werden, dass sich Folgerungen aus Tierversuchen für humanmedizinische Belange als unzureichend

oder gar irrelevant erwiesen. Denn was für bestimmte Tierarten unschädlich ist, kann sich für Menschen als schädlich herausstellen. Das haben die Arzneimittelskandale um Contergan, Benoxapfen, Lipobay, Vioxx oder TGN1412 gezeigt, bei denen die auf Tierversuchen basierten Prüfstrategien versagten. Toni Lindl vom Institut für angewandte Zellkultur in München hat kürzlich klinisch orientierte Publikationen evaluiert, die genehmigte Tierversuche zum Gegenstand hatten. Dabei wurden die Ergebnisse von Versuchen an rund 5000 Mäusen, Ratten und Kaninchen, die an drei bayerischen



Moralische Verantwortung: Tierversuch.

Universitäten durchgeführt wurden, analysiert. Auch nach zehn Jahren konnte lediglich bei 0,3 Prozent der Veröffentlichungen ein direkter Zusammenhang zwischen tierexperimentellen Befunden und den Befunden beim Menschen festgestellt werden. Das heisst, in so gut wie keinem Fall mündeten die Tierversuche in einem Medikament oder einer verbesserten Therapie. Die Tiere litten umsonst.

Die Frage drängt sich also auf, ob bei vielen Versuchsanträgen nur pauschalisierte Begründungen geliefert werden und eben nicht die geforderte strenge projektspezifische Güterabwägung zwischen Erkenntnisgewinn und

dem Leiden der Versuchstiere erfolgt ist. Die aber ist zur Genehmigung der Tierversuche notwendig. Aus dem Umgang mit unseren tierischen Mitgeschöpfen ergibt sich eine ethisch-moralische Verantwortung, aus der sich der Mensch nicht fortstehlen darf. Die Tiere sind keine geistlosen Automaten ohne Bewusstsein, wie es der cartesianische Dualismus lehrte, sie haben vielmehr ureigenste Lebensinteressen, sie sind leidensfähige, schmerzempfindliche Lebewesen.

Das apriorische Verbot von Tierversuchen, wie es die radikalen Tierschützer fordern, erweist sich zum gegenwärtigen Zeitpunkt als illusionär. Tierversuche sind sowohl in der Grundlagenforschung als auch in der Biomedizin und in verschiedenen gesetzlichen Vorschriften fest verankert. Dennoch erfährt die bioethische Relevanz von Tierversuchen vielfach Verbesserungen. Dafür ist vor allem die ständig fortschreitende Entwicklung moderner Alternativmethoden verantwortlich. In-vitro-Tests (Tierzellenkulturen) oder In-silico-Tests (deutsch «in Silizium», also durch Computermodelle) machen immer mehr Tierversuche nicht nur überflüssig: Sie sind ihnen auch in ihrer Aussagekraft überlegen.

Nicht nur Tierschützer, sondern die Mehrheit der Bevölkerung fordern von den Verantwortlichen Verbesserungsmassnahmen im Sinne des 3-R-Prinzips: «Reduction» steht für die Reduzierung der für die Versuche benötigten Tiere; «Refinement» meint die Verminderung von Schmerz und Stress, und «Replacement» heisst die Ersetzung von Tieren so oft als möglich durch Alternativmethoden. Darüber hinaus werden Transparenz und Mitspracherechte bei Tierversuchsvorhaben gewünscht. Das sind rational orientierte Forderungen, die den abzulehnenden radikalen Aktivitäten militanter Tierversuchsgegner diametral gegenüberstehen.

Winfried Ahne ist emeritierter Professor für Zoologie und Virologie in München. Schon in den 1980er Jahren entwickelte er einen «Fischzell-Test», mit dem sich die Giftigkeit von Industrieabwässern nachweisen liess, ohne dass echte Fische dabei starben. Sein Buch «Tierversuche: Im Spannungsfeld von Praxis und Bioethik» ist 2007 bei Schattauer erschienen. Fr. 36.70

Im Internet

Lesen Sie mehr dazu auf www.weltwoche.ch/tierversuche

Geheimwaffe Bill

Von Urs Gehrig — In Nordkorea befreite Bill Clinton zwei Amerikanerinnen. Hinter der Mission steckt mehr. Die US-Regierung sondiert eine neue Politik mit Paria-Staaten.



Kreative Diplomatie: Bill Clinton erweist dem «geliebten Führer» die Ehre.

Letzte Woche war Bill Clinton bei Kim Jong Il in Nordkorea. 24 Stunden dauerte die Überraschungsvsitede, bei der er die Freilassung zweier Journalistinnen erwirkte, die sich ins «Reich der Finsternis» verirrt hatten und zu zwölf Jahren Arbeitslager verurteilt worden waren.

Die Welt staunte. Ein Ex-Präsident, Gatte der Aussenministerin dazu, in einer derart heiklen Angelegenheit?

Eine «humanitäre Mission von rein privater Natur» sei es gewesen, beteuerte US-Präsident Obama. Doch das glaubte von Beginn weg niemand. Wenn dem so wäre, hätte Obama auch Angelina Jolie oder einen Priester zum «geliebten Führer» schicken können. Nein, hier war das Humanitäre bloss Anlass, im Kern handelte es sich um eine diplomatische Kommando-Aktion, einen neuen Winkelzug in Obamas «kreativer Aussenpolitik», die sich ausnimmt wie Free Jazz, experimentierfreudig bis an die Grenze des Unerträglichen.

In Südkorea, Japan und China, wo die Bedrohung durch die Atommacht Nordkorea am grössten empfunden wird, wertete man das Treffen als Triumph für «King» Kim. Der Westen, so wurde in den Medien moniert, verstehe die Welt des Konfuzianismus nicht. Gemäss jener in Fernasien verbreiteten Lehre nämlich sei das Leben weitgehend von einem strikt hierarchischen Modell dominiert: König–Untertan, Vater–Sohn,

Mann–Ehefrau. Es bestehe kein Zweifel, dass Kim sich gegenüber dem Gast sowie gegenüber der Obama-Administration als überlegener Gebieter gefühlt habe. Ein grosses Comeback sei es gewesen für den weltweit geächteten Tyrannen, den viele «Beobachter» – wobei das Wort im Zusammenhang mit Nordkorea nicht viel mehr bedeutet als Kaffeesatzleser – bereits am Rande des Grabes vermutet hatten.

Auch in Amerika fehlten nicht die Stimmen der Kritiker. «Ungeachtet der jahrzehntealten und parteiübergreifenden US-Rhetorik, in Geisellaffären nicht mit Terroristen ins Geschäft zu kommen, hat sich Obama nicht bloss entschlossen zu verhandeln, sondern entsandte sogar einen Ex-Präsidenten», wettete Bushs ehemaliger Uno-Botschafter John Bolton, bekannt als Verfechter einer Null-Toleranz-Politik im Umgang mit Schurken und Tyrannen.

Tyrann sucht Anschluss

Eine gewisse Ratlosigkeit, das ist nicht zu leugnen, herrscht im Umgang mit dem erratischen Herrscher allenthalben. Aus Sicht der demokratischen Präsidentschaft kommen die USA mit ihrer bisherigen Politik – ähnlich wie im Iran – nicht weiter. Der Kurs der Konfrontation habe sich als vollständig kontraproduktiv erwiesen, heisst es. Nordkorea lasse sich kaum zu Zugeständnissen zwingen.

Warum also nicht, wird man sich im Team Obama gesagt haben, zur Geheimwaffe Bill Clinton greifen, um aus den festgefahrenen Gleisen auszubrechen? Zumal das Team Obama hinter Nordkoreas Rüstungsorgie offenbar einen einsamen, Annäherung suchenden Diktator zu erkennen glaubt. So hochfahrend sich der zwergwüchsige Kim auch gebe, im Grunde wolle er sein Land aus der Isolation befreien, in das er es manövriert hat.

Eine stringente Analyse lässt sich schwer anfertigen, zu abgeschlossen ist das nordkoreanische Reich, zu rätselhaft ist sein Führer. Die Vergangenheit lehrt allerdings, dass Pjöngjang Verhandlungen jedes Mal ausgenutzt hat, um sein Atomprogramm voranzutreiben.

Unter Nordkoreas Nachbarn sorgen die jüngsten Bewegungen Obamas für Nervosität. Sie fürchten, die USA könnten von einer halbstarren auf eine weiche Linie umschwenken. «Südkorea und Japan sind zunehmend besorgt, Obama könnte die US-Politik der De-Nuklearisierung aufgeben», sagt Bruce Klingner, Asien-Spezialist an der Heritage Foundation.

Und just in diese Richtung scheint Obama zu driften. Offiziell spricht man zwar immer noch von «kompletter, nachprüfbarer atomarer Abrüstung», doch bloss wenige der Obama-Mitarbeiter glauben offenbar, dass Nordkorea jemals das ganze Atomprogramm aufgeben wird. «Niemand in Washington wird es zugeben – jedenfalls nicht *on the record* –, dass *containment* (Eindämmung) das Hauptziel geworden ist», sagt der über die Regierungspolitik gut informierte *New York Times*-Reporter David Sanger. Primäres Ziel Obamas sei es nun, Kims Möglichkeiten zu neutralisieren, durch Export von Nukleargütern und Know-how Geld und Macht zu erlangen.

Kreativität in der Diplomatie ist durchaus gefragt. Allerdings müssen die Ziele stets allen Beteiligten transparent sein. Im Fall Nordkoreas heisst dies: Alle Verhandlungen, die nicht die Elimination der Atomschlagkraft in einem geregelten Zeitfenster zur Folge haben, sind ein empfindlicher Rückschlag für die Nichtweiterverbreitung von Atomwaffen und eine Bedrohung für Frieden und Stabilität weltweit.

Seit fast zwanzig Jahren war es das Mantra der US-Regierungen, niemals ein nukleares Nordkorea zu akzeptieren. Sollten die USA nun wider alle Beteuerungen doch mit Kims Atomprogramm leben lernen wollen, wäre dies nicht bloss ein Bruch mit der bisher verfolgten Linie. Sie würden auch die Uno-Politik gegenüber dem Iran unterminieren, die verhindern soll, dass das Regime in Teheran eine Atombombe baut.

Ohnehin wird man im Iran, wo jüngst ebenfalls Amerikaner wegen angeblicher Grenzverletzung verhaftet wurden, die Clinton-Visite mit Genugtuung verfolgt haben. Denn sie war Bestätigung für die Hardliner, deren Credo seit Jahren lautet: Werde Atommacht, und die Welt rutscht vor dir auf den Knien. ○

Nasenhären und andere Experten

Von Henryk M. Broder — Deutschland gibt vor, gegen antijüdische Ressentiments vorgehen zu wollen. Sind die Antisemiten wirklich bei der NPD zu finden oder eher bei der Staatsanwaltschaft?

Erstaunliche Dinge passieren derzeit in der Bundesrepublik, zur selben Zeit und doch Lichtjahre voneinander entfernt. Bundesinnenminister Schäuble hat letzte Woche die Berufung eines zehnköpfigen Expertengremiums zur Bekämpfung von Antisemitismus bekanntgegeben; es soll in regelmässigen Abständen einen Bericht über antisemitische Tendenzen in der Gesellschaft erarbeiten und Empfehlungen zu deren Bekämpfung geben. Dem Rat der Weisen gehören die üblichen Verdächtigen an, Akademiker und Praktiker, die bis jetzt schon hauptsächlich gegen Vorurteile und Ressentiments ankämpften. Wären ihre Bemühungen von Erfolg gekrönt, müsste keine neue Stelle ins Leben gerufen werden, um die bisherige Arbeit zu optimieren.

Allerdings: In einem Land, in dem noch vor kurzem ein Gesetz die Frage regelte, wer als Jude, Halbjude oder Vierteljude zu gelten hat, gehen die Ansichten darüber, was Antisemitismus ist und wer ein Antisemit sein könnte, sehr weit auseinander. Daran wird auch das neue Gremium nichts ändern, im Gegenteil. Eine der nominierten Expertinnen hat bereits erklärt, vor welchem Phänomen sie die Augen verschliessen wird: Es gehe vor allem darum, «Judenfeindlichkeit nicht zum Problem muslimischer Mitbürger zu machen». So wird der Begriff «Antisemitismus» entsorgt und zugleich eine seiner Quellen für koscher erklärt. Die grösste Gefahr, so die Expertin, gehe «immer noch von Rechtsextremen aus».

Im Klartext: Wer ein Hakenkreuz an eine Synagogenmauer schmiert, ist ein gefährlicher Antisemit; wer bei einer Demo «Zionisten raus aus Palästina!» brüllt, nur ein harmloser Hisbollah-Anhänger, der es mit den Juden gut meint. Aber selbst wenn es tatsächlich nur um Juden geht und die Täter eindeutig der rechtsextremen Szene angehören, reagieren die zuständigen Behörden mit dem Eifer bekiffter Nasenhären. Nachdem auf der Homepage der NPD dem früheren Vizepräsidenten des Zentralrates der Juden in Deutschland, Michel Friedman, in einem Kampflied Schläge angedroht worden waren («[...] hau ich Friedman eine rein!»), wurde ein Ermittlungsverfahren wegen einer möglichen Aufforderung zu Straftaten eröffnet und sehr bald wieder eingestellt.



Als Begründung gab eine Sprecherin der zuständigen Staatsanwaltschaft an, der Text sei «umfassend geprüft» worden; wenn man die fragliche Zeile im Kontext des restlichen Liedes verstehe, so könne man sie «nicht völlig eindeutig» als Aufforderung zur Gewaltausübung gegen Friedman persönlich verstehen. Und: Das Lied habe «nicht eindeutig genug strafrechtlich relevanten

Inhalt, als dass wir wirklich ein förmliches Verfahren einleiten könnten». Nicht nur juristische Laien sind ausserstande, eine solche Begründung nachzuvollziehen. Es wird wohl zu den Aufgaben des neu berufenen Expertengremiums gehören, solche Entscheidungen der Öffentlichkeit zu erklären und die delikate Frage zu beantworten, wo die Antisemiten sitzen: in der NPD oder bei der Staatsanwaltschaft.

Vermutlich aus Mangel an anderen würdigen Kandidaten hat der Bundespräsident ein Bundesverdienstkreuz 1. Klasse an eine in Deutschland lebende ehemalige israelische Anwältin verliehen, deren Tätigkeit seit fast zwanzig Jahren im Wesentlichen darin besteht, Israel als einen Apartheidstaat zu verleumden, der sich im Umgang mit den Palästinensern der gleichen Methoden bedient, deren sich die Nazis im Umgang mit den Juden bedient haben. Auch der Staatssekretär, der das Verdienstkreuz überreichte, räsonierte über «völkerrechtswidrige Deportationen und sippenhaftähnliche Bestrafungen» der Palästinenser durch die Israelis.

Die Ehrung war im vielfachen Sinne eine Besonderheit. Zum einen gehörte die «für ihr humanitäres Lebenswerk» ausgezeichnete Anwältin bis 1990 dem ZK der israelischen KP an, zum anderen hatte sie im Rahmen ihrer antizionistisch-antisemitischen Aktivitäten u. a. auch das Vorwort für das Buch eines Politikers verfasst, den sowohl die Grünen wie die FDP wegen seiner antijüdischen Reflexe vor die Tür gesetzt hatten. Den eigentlichen Grund der Ehrung freilich plauderte der Tübinger Oberbürgermeister, ein Freund der Geehrten, aus: Jemand, der aus Israel kommt, habe «das Recht, sich so zu äussern». Er «als Deutscher» würde «niemals solche Formulierungen» wählen.

Ein Fall für das Expertengremium: Wie die einen den Antisemitismus *outsourcen* und die anderen dafür ehren, dass sie die Drecksarbeit erledigen.

Personenkontrolle

Reimann, Ospel, Rössig, Lerdo, Couchepin, Solari

Beatrice Reimann, 36, Co-Präsidentin der Sozialdemokratischen Partei der Stadt Zürich und daselbst Mitarbeiterin des Sozialamtes, hat keine Berührungängste mit dem Klassenfeind. So setzte sich Reimann seinerzeit etwa für den gestrauchelten UBS-Chef Marcel Ospel ein («Seine [ehre]volle Verabschiedung war nichts als anständig»). Auch privat pflegt die Sozialarbeiterin beste Beziehungen zu Herren, die unter Genossen als «Abzocker» verpönt sind: Ihr Lebenspartner Franz-Josef Lerdo musste 2007 seinen Chefsessel bei der Dresdner Bank (Schweiz) im Nachgang zu einer ganzen Reihe von Finanzskandalen überstürzt räumen (der brasilianische Stürmerstar Romário war das prominenteste Opfer der gierigen Banker). Auch Reimanns Ex-Partner Udo Rössig (Markenzeichen: Luxuskarossen, Penthouse und Privatflugzeug) ist kein unbeschriebenes Blatt: Als notorischer Konkursbetrüger (rund vierzig Fälle) wurde der «Hochstapler vom Dienst» (*Facts*), der seine Wohnsitze wechselte wie andere ihre Unterwäsche, 1999 zu vierzehn Monaten Gefängnis bedingt verurteilt. Doch nun liegen sich Lerdo und Rössig in den Haaren: Die beiden Finanzhaie decken sich im Zusammenhang mit Millionenverlusten bei der Immobilienfirma SE Swiss Estates gegenseitig mit Strafanzeigen ein. Obwohl Beatrice Reimann sich regelmässig von ihren Lovern zu Parteianlässen begleiten lässt, sind ihre Liaisons bei der SP offiziell kein Thema. Beziehungskisten seien «Privatsache», lautet die Sprachregelung in der Parteizentrale. (*axb*)

Das Filmfestival Locarno lieferte dieses Jahr eine Premiere der anderen Art: Der Hauptpreis, der Goldene Leopard, ging erstmals nicht an einen Filmschaffenden, sondern an den scheidenden Bundesrat Pascal Couchepin (FDP). Wofür ein Berufspolitiker den wichtigsten Schweizer Filmpreis erhalten soll, war auf Anhieb nicht erkennbar. Für seinen filmreifen Rücktritt? Für besondere schauspielerische Leistungen als Innenminister? Oder für seinen Beitrag als Co-Autor des Drehbuches «Blochers Abwahl aus dem Bundesrat»? Die offizielle Begründung von Marco Solari, Präsident des Filmfestivals, blieb nebulös: Man habe mit dieser «Geste» den Einsatz des «Kulturministers» zugunsten von Locarno würdigen wollen. Worauf Couchepin seine Laudatio selber in die Hand nahm: Die «kohärente Politik» des Bundes trage Früchte, die Förderbeiträge für den Film seien seit Beginn seiner Amtszeit von 31 auf 45 Millionen Franken erhöht worden. Da darf man als kleine «Geste» schon einen Goldenen Leopard erwarten. (*kep*)

Mörgeli

Jubelpfad zur Migration

Von Christoph Mörgeli

Seid einig – einig – einig! Dieser eidgenössische Mahnruf aus Schillers «Wilhelm Tell» bewährt sich heute nur noch in der Einheitsfront gegen die wählerstärkste Schweizer Partei. In den Dienst des einigen Anti-SVP-Blocks stellt sich auch die neue Dauerausstellung im frisch renovierten Landesmuseum. Wobei ungefragt auch die Wähler der ausgegrenzten Dreissig-Prozent-Partei mit ihren Steuergeldern an die Kosten von fünfzig Millionen beitragen durften.

«Niemand war schon immer da.» So die fetten Buchstaben, die alle Besucher schon am Empfang zum historisch korrekten Migrationsdenken anleiten. Fehlte noch, dass jemand ein Fragezeichen hinter Qualität und Quantität der hiesigen Zuwanderung setzt. Oder dumme Fragen bezüglich Auswirkung auf Arbeitslosigkeit, Bildung, Sozialwerke, Kriminalität oder Umwelt stellt. Oder schüchtern einwendet, die im Museum abgefeierte Elite von Wirtschaftspionieren und Intellektuellen habe mit den bildungsfernen Immigranten vom Balkan, aus Afrika und Südamerika wenig zu tun.

«Niemand war schon immer da.» Als Beispiel gelungener Integration zeigt das Landesmuseum unser aller Tennisstar Roger Federer. Zwar bevölkern die Federers wohl schon seit Jahrtausenden das St. Galler Rheintal. Doch Rogers mütterliche Elternhälfte – so belehrt uns die neue Ausstellung – stammt aus Südafrika. Seltsam. Bei den Zehntklässlern, die unlängst in München zuschlugen, berichteten alle Medien triumphierend, es handle sich bei zwei von dreien um Schweizer. Im Gegensatz zu Roger Federer fand in jenen Fällen niemand den Hinweis notwendig, dass auch diese beiden Prügler einen Elternteil mit Migrationshintergrund besitzen.

«Niemand war schon immer da.» Man würde gerne erfahren, was die Ausstellungsmacherinnen des Migrationsjubelpfades gewissen indigenen Völkern zurufen würden. Etwa den Indianern Amerikas oder den Aborigines Australiens. Sie sollten sich gefälligst nicht aufregen über ihr Schicksal? Sie sollten die Zuwanderung doch bitte als Chance und Bereicherung empfinden? Politische Korrektheit ist eben von Fall zu Fall verschieden. Im Landesmuseum gilt das auch für die Wirtschaftsgeschichte, über der das Motto steht: «Die Schweizer wurden im Ausland reich.» Mindestens so korrekt und erst noch aktuell wäre aber die Umkehrung: «Die Ausländer werden in der Schweiz reich.»

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Bodenmann

Gepanzert ins Sommerloch

Von Peter Bodenmann — Ein Autodiebstahl in Spanien offenbart das Dilemma der real existierenden Sozialdemokratie.



Keine Spur von Selbstkritik: SPD-Politikerin Ulla Schmidt (l.) in einer Werbekampagne.

Ulla Schmidt war in jungen Jahren Mitglied des Kommunistischen Bundes Westdeutschland (KBW). Die heutige Ministerin kandidierte damals für ein öffentliches Amt und nahm ein Berufsverbot in Kauf. Der umtriebige KBW war eine jener Splittergruppen, die den Niedergang der 68er Bewegung vorantrieben. Wenig Theorie, kombiniert mit totalem persönlichem Engagement, verhinderte Bodenkontakt im Klassenkampf.

Ulla Schmidt hat eine lange Reise angetreten. Aus dem Reich der Marxisten-Leninisten hin zu Gerhard Schröder und seiner Hartz-IV-Agenda. Sie kann – wie die meisten von links nach rechts Reisenden – nicht vernünftig über ihre verkorkste Vergangenheit reden.

Minister und Ministerinnen haben Dienstwagen. Diese sind – je nach Gefährdung – unterschiedlich gut gepanzert. Wer über die Autobahn von Berlin nach Alicante brettert, ist gut 22 Stunden unterwegs und legt 2386 Kilometer zurück. Diese Reise unternahm der Fahrer von Ulla Schmidt zusammen mit seinem Sohn, um der Ministerin vor Ort in Alicante beim Rentner-Wahlkampf zur Verfügung zu stehen. Die Kosten sind bescheiden: Chauffeure in Deutschland verdienen keine Stange Geld. Und dem Mercedes schadet etwas Bewegung nicht.

Das Pech der Ulla Schmidt: Ihr gepanzertes Mercedes wurde in Alicante gestohlen. Panzerknacker waren mit ihrem gepanzerten Auto unterwegs. Und dies mitten im Sommerloch.

Der ganze Ärger der Deutschen über die Boni-Banker und andere Abzocker entlud sich – gut gesteuert von der *Bild*-Zeitung – über Ulla Schmidt. Jeder Skandal braucht wenn kein Opfer, so wenigstens einen rechtzeitigen Kniefall. Panzer-Ulla leugnete, auch nur einen kleinen Fehler begangen zu haben. Alles habe seine Ordnung, entspreche den gesetzlichen Bestimmungen. Nichts von Dialektik, von Kritik und Selbstkritik.

Wegen des Rummels um den geklauten Mercedes liessen die Diebe den Wagen unbeschadet stehen. Aber auch das half der einstigen Maoistin nicht weiter. Genauso wenig wie der Freispruch durch den Rechnungshof. Sie war längst zur personifizierten sozialen Kälte der real existierenden Sozialdemokratie geworden.

Alles nur ein kleines Sommertheater? Von den Fakten her ja, von der Stimmung her nein. Die Sozialdemokratie bezahlt zurzeit bitter ihre Subordination unter den Neoliberalismus. Nicht nur die Deutschlands, sondern in fast ganz Europa. Sie hat keine verständlichen Konzepte für Vollbeschäftigung, soziale Gerechtigkeit, ökologischen Umbau und Gleichstellung der Geschlechter. Und weil die Konzepte fehlen, sind Panzerautos ein Problem.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Leserbriefe

«Das Resultat, die faktische Unversehrtheit unseres Landes, gibt dem Gesamtverteidigungskonzept recht.» *Roger Meier*



«Ein richtiger Lichtblick»: Titelbild der *Weltwoche*-Doppelnummer 31/32.

Bestmöglicher Kriegsausgang

Nr. 31/32 – «Guisans Réduit»; Roger Köppel im «Editorial» über die Alpenfestungs-Strategie

Die aktuelle Entrüstung über General Guisans Bereitschaft, Frauen und Kinder im Mittelland im Ernstfall kaltherzig dem bösen Feind anheimfallen zu lassen, ist nicht zu Ende gedacht. Das Réduit als Teil eines militärischen, politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verteidigungskonzepts dürfte vielmehr dazu beigetragen haben, dass eben dies gerade nicht geschah. Das Resultat des Gesamtverteidigungskonzeptes jedenfalls, nämlich die faktische Unversehrtheit unseres Landes inmitten jahrelangen kriegerischen Elends, war der bestmögliche Ausgang des Krieges für unser Land, gibt dem Konzept recht und müsste eigentlich jedermann zufriedensstellen. *Roger Meier, Reinach*

Statt uns mit der aktuellen Zeit auseinanderzusetzen, schauen wir lieber in die Vergangenheit. Dies ist beileibe nicht verboten, und aus der Geschichte soll und kann man ja auch lernen. Doch die Fragen und Probleme von heute beantworten wir nicht mit der Vergangenheit. Es ist Zeit vorwärtszuschauen und uns den heutigen Problemen und Lösungen zuzuwenden. Rodung unseres Planeten, Umweltverschmutzungen, Klimaerwärmung, Kriege, Hunger, soziale Ungleichheit usw. Wer immer unser Land gegründet hat – er oder sie würde ähnlich denken. *Pascal Merz, Sursee*

Ob das Réduit tatsächlich militärisch ausschlaggebend war, ist eine Frage, die wir den Spezialisten überlassen können. Unbezweifelbar ist jedoch, dass das Réduit-Konzept massgeblich dazu beigetragen hat, den Durchhaltewillen der Schweizer zu stärken. Und damit hat es seinen Zweck erfüllt. Keine im Gestus der Entlarvung auftretende Entmythologisierung wird daran etwas ändern. Allerdings lassen sich daraus auch keine Schlüsse für die Gegenwart ziehen, im Gegenteil: Der Feind hat heute seine Basen in Afghanistan und Somalia, und dagegen hilft nur Vorne-Verteidigung. Die aber ist klassisch-nationalstaatlich nicht zu leisten.

Francesco Papagni, Zürich

Mein Vater (geb. 1894) stand im Ersten Weltkrieg als «Kanonenfutter» vier Jahre lang auf dem Umbrail. Kaiserjäger und Alpini lieferten sich erbitterte Gebirgskämpfe um das Stiltferjoch. Im Zweiten Weltkrieg kam der Einrückbefehl zum Territorialdienst. Beide Male hatten Grosseltern und Eltern grosse Angst vor der Einnahme der Schweiz durch eine europäische Grossmacht. Der Wehrwille war so stark, dass Grossvater sich im Zweiten Weltkrieg für den drohenden Nahkampf im Quartier vorsorglich einen Trommelrevolver kaufte. Heute kann ich sicher auf den damals zu verteidigenden Jurahöhen das *Weltwoche*-«Editorial» lesen. Ein tiefer Dank unseren Grosseltern, Eltern und Roger Köppel für die heutige geistige Landesverteidigung. *René Loepfe, Sennhütten*

Wohlthuend sachlich

Nr. 31/32 – «Wie verhandle ich erfolgreich?»; Christoph Blochers Verhandlungs-Tipps

Dass Verhandlungsgeschick im Leben von Christoph Blocher eine wichtige Rolle gespielt haben muss, sei nicht zu bezweifeln. Nachdem man sich vom Autor an polarisierende Äusserungen gewöhnt hat, sind seine Empfehlungen zum erfolgreichen Verhandeln wohlthuend sachlich und verdienen es, ernst genommen zu werden. Drei kritische Bemerkungen seien erlaubt. Erstens ist das Gegenüber am Verhandlungstisch in der Regel kein «Gegner». Echte Verhandlungsprofis bezeichnen sich als «Partner». Zweitens vermisse ich einen Hinweis, dass gutes und letztlich erfolgreiches Verhandeln mehr als ein reiner Verteilprozess ist, bei dem es nur Sieger und Verlierer geben kann. Erfolgreich verhandelt habe ich erst, wenn beide Seiten – im Sinne einer Win-win-Situation – dank kreativen Optionen einen Mehrwert erhalten. Drittens ist meines Erachtens meine Einstellung und Grundhaltung gegenüber meinen Verhandlungspartnern von entscheidender Bedeutung. Wer begriffen hat, dass Verhandeln (meistens) von gegenseitiger Abhängigkeit geprägt ist, kann es lockerer angehen und mit Zuversicht in eine Verhandlungsrunde einsteigen, vorausgesetzt, man hat seine Hausaufgaben gemacht.

Ulrich Egger, Zürich

Mehr Respekt wäre angebracht

Nr. 31/32 – «Lebensfreude dank Lebenshilfe»; Peter Bodenmann über die Schweinegrippe

Auch wenn ich Peter Bodenmann teilweise recht geben muss, wird hier meiner Meinung nach aus einer Mücke ein Elefant gemacht. So muss ich mich über andere Aussagen doch sehr wundern. Die schöne Rechnung betreffend die verlorenen Arbeitstage mag zwar mathematisch korrekt sein, aber weshalb soll das (laut Bodenmann), bitte schön, kein Problem sein? Glaubt er wirklich, dass diese einfach durch den Einsatz von Arbeitslosen kompensiert werden könnten? Auch wenn ich im Gegensatz zum Autor kein toller Politiker und Hotelier bin, sondern nur ein einfacher Molkerist, bin ich trotzdem nicht so einfach zu ersetzen. Ich möchte sehen, wie lange Sie noch Milchprodukte in den Läden erhielten, wenn wir alle durch Arbeitslose ersetzt werden würden. Ein bisschen mehr Respekt vor uns einfachen Arbeitern wäre durchaus angebracht.

Fabian Brauner, Ostermundigen

Wo bleibt das Gepolter?

Nr. 31/32 – «Stehn wir den Felsen gleich ...»; Max Frenkel über den Nationalfeiertag

Ein hübscher Kommentar zum 1. August. Dass das Septett in Bern schwächer ist als auch schon,

ist offensichtlich für jeden, unabhängig von seiner politischen Couleur. Lächeln musste ich aber über den netten Versuch seitens Max Frenkels, bei dieser Gelegenheit die SVP aufzuwerten. In Wirklichkeit verhält sie sich nämlich bei der Frage nach dem Bankgeheimnis und der Herausgabe von Kundendaten nicht viel anders als die anderen Parteien, nämlich still und leise. Wo bleiben das Gepolter und die Rhetorik, wie wir sie aus den Zeiten kennen, als es um Asylpolitik, Einbürgerung und Ausländerkriminalität ging? *Oleg Ayrarov, Brugg*

Vom Teufel geritten

Nr. 31/32 – «Wie meistere ich meinen Alltag?»; (Über-)Lebenstipps verschiedener Autoren

Ich glaubte stets, die *Weltwoche* stehe für das Gute ein und kämpfe gegen das Böse. Mit diesen Lebenshilfen geben Sie aber Anleitungen, Böses zu schaffen. Etwa mit Ratschlägen zu Fragen wie «In welchen Situationen ist es legitim, sich allein zu Hause zu betrinken?», «Mit welcher Ausrede bekomme ich garantiert ein ärztliches Zeugnis?», «Wie kann ich mich am effektivsten umbringen?» oder «Wie mache ich vor einem Gericht Eindruck?». Sogar Prof. Beda M. Stadler hilft mit. Welcher Teufel hat Sie da geritten? *Paul Zürcher, Herzogenbuchsee*

Globalisierung ist Sklavenhandel

Nr. 31/32 – «Ich bin stolz, Schweizer zu sein»; Carlo De Benedetti über seine Einbürgerung

Die Einstellung von Carlo De Benedetti zu unserem Land kann ich nachvollziehen. Seine Schilderung hat mich beeindruckt bis zum Punkt, wo er vom «unvermeidlichen (und positiven)» Globalisierungsprozess spricht. Globalisierung ist schon an sich etwas Schlechtes, weil sie die Einwallung, Vereinheitlichung und Einebnung aller bestehenden, natürlichen Verschiedenheiten bedeutet. Die heute in der Welt politik und als Folge davon in der Weltwirtschaft grassierende Globalisierung ist, wenn man genau hinsieht, eine neue Form des Sklavenhandels. Vielleicht nicht so grausam wie im

16. und 17. Jahrhundert, aber trotzdem schlecht für die Tausenden von Arbeitnehmern, die mit dem Federstrich eines Millionärs oder eines Oligarchen von einer Firma zur andern verschoben oder zur Arbeitslosigkeit verdammt werden, schuldlos und ohne etwas dagegen tun zu können. De Benedetti hatte erstens Glück, dass die Schweiz damals, 1943, noch nicht mit der Welt «verglobalisiert» war und deshalb seiner Familie in der Schweiz Schutz geben konnte. Nach dem Krieg hat ihm sein zweites Glück in Italien Wohlstand gebracht, aber in den von ihm in Oberitalien «verglobalisierten» Industrien hat er auch viele arbeitslose Arbeitsklaven hinterlassen. *Karl Heinen, Wädenswil*

Einfach herrlich

«Sonderheft: Lebenshilfe» allgemein

Die Doppelnummer 31/32 bietet beste Sommerlektüre. Ein grosses Kompliment an Miroslav Barták für die geniale, witzige Umsetzung der Themen, die zeichnerisch grossartig gelungen ist! *Anton Gähwiler, Reinach*

Ich gratuliere zu dieser gelungenen Ausgabe, dieses Mal war es eine Offenbarung. Lesevergnügen, Entspannung und schmunzelndes Erkennen. Freude pur. *Isabel Willi, Wädenswil*

Ich bin Ihnen dankbar, dass Sie mir den Weg aufgezeichnet haben, wie ich mich bei einem Lottogewinn verhalten soll, einen Hit komponieren kann und welchen Drink ich einer unbekannteren Schönheit an der Bar spendieren soll. Endlich weiss ich auch, wie ich meine High Heels behandeln muss. Ich wäre nie auf den Einfall gekommen, dass man sie mit wässriger Spucke reinigen kann (mir bleibt sie leider weg). Danke dir, *Weltwoche*. Endlich kann ich mit meinen 76 Jahren das Leben meistern. Nie mehr werde ich in Versuchung kommen, die *Annabelle* oder *Bravo* zu abonnieren. Und dank Bundesrat Hans-Rudolf Merz werde ich sogar ein rechtschaffener Schweizer. *Peter Balordi, per E-Mail*

Das «Sonderheft: Lebenshilfe» ist ein echter Genuss. Die Vielfalt an erfrischenden Beiträgen ist beeindruckend. Dem Ganzen die Krone aufgesetzt und immer wieder für herzhaftes Lachen gesorgt hat darüber hinaus Beda M. Stadler mit seinen Beiträgen – einfach herrlich. Herzlichen Dank an alle Mitwirkenden! *Chris Schröder, Hinwil*

Die Doppelnummer war für mich ein richtiger Lichtblick! Schon das «Editorial» hat mich aufgestellt, aber auch der bemerkenswerte Artikel von Max Frenkel sowie jener von Carlo De Benedetti zeigen mit aller Deutlichkeit, dass die *Weltwoche* den Nerv des Schweizervolkes trifft und die leider meist linksgerichteten Intellektuellen abstrafft. *Kurt Jean Bolli, Beringen*

SUMMER SOUNDS

Die Sommer Konzertreihe im Kaufleuten

Montag 3. August

SEELENLUFT

feat. SAALSCHUTZ

Seelenluft.net & Saalschutz.com

Dienstag 4. August 2009

KUTTI MC

& ONE SHOT ORCHESTRA

myspace.com/kuttimc

Donnerstag 6. August 2009

SARDA

Sardamusic.ch

Dienstag 11. August 2009

SEVEN

Sevensoul.ch

Donnerstag 13. August 2009

DELILAH'S

delilahsmusic.com

Montag 17. August 2009

ANNAKIN

Annakin.net

Dienstag 18. August 2009

BIG ZIS

Bigzis.com

Mittwoch 19. August 2009

KUMMERBUBEN

Kummerbuben.com

Donnerstag 20. August 2009

TRUMMER

feat. Valeska Steiner & Nadja Stoller

Trummeronline.ch

Tickets: Kaufleuten.com, Starticket.ch, Eventim.ch, Ticketcorner.com

★ Heineken

students.ch

TagesAnzeiger



Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. E-mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Sternstunde der Schweiz

Im Mai 1940 war die Lage verzweifelt. Die Schweizer fürchteten um ihre Existenz, manche hielten den Kampf gegen die Nazis für aussichtslos. Mit dem Rückzug in die Alpen wagte General Guisan alles – und gewann. *Von Markus Somm*

Am Apparat meldete sich Oberst Masson: «Sind die Deutschen gekommen?» – «Nein, Herr Oberst», erwiderte Hauptmann Hausheer – und es war unklar, ob der Oberst und Chef des schweizerischen Nachrichtendienstes nun enttäuscht oder erleichtert war. Ein paar Stunden später klingelte das Telefon wieder im Kommando des zweiten eidgenössischen Armeekorps, das im Norden an der Grenze zu Deutschland lag. «Und jetzt? Sind sie da? Sehen Sie etwas?» – «Nein, Herr Oberst», sagte Hausheer, der bereits recht müde war. Inzwischen war es tiefe Nacht geworden. «Wir haben keine verdächtigen Truppenbewegungen ausgemacht. Alles ruhig im Schwarzwald.» Masson hängte auf. Wenig später rief er noch einmal an: «Aber jetzt sind sie da!» – «Nein, Herr Oberst», meldete Hausheer. Ob Roger Masson nach diesem dritten Telefongespräch sich noch ins Bett legte, ist unklar, auf jeden Fall hatte er schon in aller Frühe einen Termin beim schweizerischen Aussenminister Marcel Pilet-Golaz. Der Bundesrat notierte in sein Tagebuch: «Masson fand ich in einem Zustand beunruhigender Aufregung. Er war übrigens nicht der einzige, leider.» Die deutschen Truppen kamen nicht.

In der Nacht vom 14. auf den 15. Mai 1940 rechnete die schweizerische Armeeführung mit dem Angriff der Nazis. «Seit heute früh», schrieb Major Barbey in sein Tagebuch, «mehreren sich die Nachrichten und Gerüchte der verschiedensten Herkunft, die sich alle auf die gleiche Formel bringen lassen: «Es ist heute Nacht zwischen zwei und vier Uhr.» Ich habe meinen Offizierskoffer gepackt.» Bernard Barbey war Chef des persönlichen Stabes von General Henri Guisan, dem Oberbefehlshaber der Schweizer Armee im Zweiten Weltkrieg.

Einige Tage zuvor, am 10. Mai 1940, war die Wehrmacht in den Niederlanden und Belgien eingebrochen. Mit unheimlichem Druck hatten die deutschen Panzer ihren Gegner vor sich hergetrieben, bald drangen sie in Frankreich ein. Die Schweiz hatte schon einen Tag nach Beginn der Offensive im Westen ihre Armee erneut vollständig mobilisiert, am Pfingstsonntag, den 11. Mai, einem besonders schönen, sonnigen Frühlingstag. 450 000 Mann Kampftruppen, 250 000 Hilfsdienstpflichtige standen im Feld. «Unsere Armee ist bereit, ihre Pflicht an allen Grenzen zu erfüllen», schrieb General Guisan an alle Soldaten. «Mit der letzten Energie wird sie die Freiheit unseres Landes verteidigen gegen jeden Angreifer, wer es

auch sei. Wir werden alle, wenn es sein muss, uns für unsere Kinder und für die Zukunft unseres schönen Vaterlandes opfern.»

Am Abend des 14. Mai, als im Dienstquartier des Generals in Gümligen bei Bern der Pikett-offizier Abschiedsbriefe schrieb, während die anderen Offiziere wie befohlen sich ins Bett begeben hatten, war auch der Oberbefehlshaber schlafen gegangen. Nicht im Schloss aus dem 18. Jahrhundert, das man bezogen hatte,



Waadtländer Gentleman: General Henri Guisan.

sondern in einer Kaverne eines Steinbruchs, den man erst vor kurzem für den General als bombensicheres Notquartier eingerichtet hatte. Am nächsten Morgen erschien er um zehn vor acht wieder im Schloss. Wie gut er geschlafen hat, entzieht sich den Kenntnissen der Nachwelt. Jedenfalls war ihm zugetragen worden, dass einige hohe Offiziere nur unruhigen Schlaf gefunden hatten, so dass er noch am gleichen Tag in einem Befehl an die Soldaten schrieb: «Ich erinnere an die hohe Pflicht des Soldaten, an Ort und Stelle erbittert Widerstand zu leisten. [...] Die Schützentrupps, die überholt oder umzingelt sind, kämpfen in ihrer Stellung, bis keine Munition mehr vorhanden ist. Dann kommt die blanke Waffe an die Reihe. [...] Solange ein Mann noch eine Patrone hat oder sich seiner blanken Waffen noch zu bedienen vermag, ergibt er sich nicht.»

Der Mai 1940 war die schwierigste Zeit in der Geschichte der Schweiz: Nie schien das Land bedrohter. Was niemand für möglich gehalten hatte, trat im Juni ein, als Frankreich, das im Ersten Weltkrieg vier Jahre lang den Deutschen getrotzt hatte, nach nur sechs Wochen zusammenbrach. Erschüttert beobachteten die Schweizer, wie ihr letzter demokratischer Nachbar, Hitler um Waffenstillstand bat. Manche verloren den Glauben an die Überlebensfähigkeit des Landes. Was hatte die eidgenössische Armee auszurichten, deren Soldaten in schlechtgeschnittenen grauen Uniformen steckten und deren Geschütze zum Teil aus dem 19. Jahrhundert stammten? Panzerabwehrwaffen fehlten, um dem deutschen Blitzkrieg zu stoppen. Flugzeuge standen wenige bereit. Es gab mehr Piloten als Maschinen.

Unzeitgemäss zur rechten Zeit

In diesen kritischen Wochen, als selbst der Bundesrat und viele hohe Offiziere wie betäubt nach Berlin blickten, fiel ein Mann auf, der unentwegt von Widerstand sprach, der den Auftrag der Armee unverdrossen wiederholte, dessen kriegerische Sprache manche für unzeitgemäss, ja provokativ hielten. «Solange in Europa Millionen von Bewaffneten stehen», sagte General Guisan, «und solange bedeutende Kräfte jederzeit gegen uns zum Angriff schreiten können, hat die Armee auf ihrem Posten zu stehen.» General Guisan stieg im Sommer 1940 zum Helden auf. Klarer als jeder Bundesrat sprach er aus, was die verängstigten Menschen hören wollten. Den Eigensinn, an dem die Schweizer von jeher hingen, verkörperte keiner besser als dieser patrizisch anmutende Sohn eines Landarztes aus dem Waadtland. Ein charmanter Herrenreiter, der sich viel auf seine Pferde einbildete, wurde zum Idol der eingefleischten Demokraten.

Als Henri Guisan (1874–1960) im August 1939 von der Bundesversammlung zum General gewählt worden war, nahm ein Fotograf sogleich ein offizielles Bild auf, das bald überall zu sehen war. Was schon im Ersten Weltkrieg üblich gewesen war, als ebenfalls Bilder der obersten Armeeführung kursierten, entwickelte sich im Fall von Guisan zu einem für schweizerische Verhältnisse beispiellosen Kult. In dem Land, das misstrauisch keinen Regierungschef duldete, hingen noch bis in die sechziger Jahre Bildnisse des Generals: Seine schönen Augen ruhten auf dem Familienentsch, sein Profil wachte über dem Stamm-



Rückzug ins Hochgebirge: Die Schweizer Fahne wird im Gebiet der Mont-Fort-Hütte zur Mobilmachung gehisst.

Faszination Réduit

Die TV-Sendung «Alpenfestung» erregt die Bergier-Historiker. Wesentlich gelassener reagiert das Publikum. Von Peter Keller



Zuschauerquoten über 50 Prozent: Fernsehsendung «Alpenfestung».

Diese Sendung teilt die Schweiz in zwei Lager: Die Mehrheit verfolgt entspannt und fasziniert zugleich, wie das Fernsehen fünf- und zwanzig Männer für drei Wochen in eine Alpenfestung steckt, um den Soldatenalltag des Zweiten Weltkrieges nachzuempfinden.

Das zweite Lager ist weniger entspannt. Schon kurz nach Beginn forderte die Gruppe für eine Schweiz ohne Armee (GSoA) die Absetzung der Sendung. Sie sei, meinte GSoA-Aktivist und Nationalrat der Grünen, Josef Lang, eine Verhöhnung der 55 Millionen Kriegssopfer.

Auch der Basler Historiker Georg Kreis reagierte beleidigt auf das Fernsehprojekt. Was ihn irritiert: Der TV-Knüller «Alpenfestung» (mit einer Zuschauerquote von über fünfzig Prozent) zeigt, die Faszination für die nationale Kraftanstrengung Réduit und Anbauschlacht ist ungebrochen. Obschon die Autoren des Bergier-Berichts fast zwanzig Jahre lang versucht haben, diesen schweizerischen Urinstinkt des Rückzugs in die Berge auszutreiben. Wenn schon, kritisiert Kreis, hätte man den Schauplatz in eine Stadt im Mittelland verlegen müssen. Doch nach den Pfahlbauern, frotzelte der Professor, sei es offenbar naheliegender gewesen, die nächste Living-History-Reihe in Nidwalden spielen zu lassen.

Also auf ins Land, wo die Menschen angeblich noch näher den Pfahlbauern stehen. Hier empfängt die Leiterin Nidwaldner Museum, Nathalie Unternährer, und sie kann nur lächeln über die Bemerkung des Anti-Rassismus-Experten Georg Kreis. Sie gehört ins Lager der Entspannten. Ihrer Arbeit jedenfalls komme die Aufmerksamkeit entgegen. Das Schweizer Fernsehen überträgt «Alpenfestung – Leben im Réduit» direkt aus dem Vorgarten des Winkelriedhauses, wo eine Ausstellung vertieft, was die Sendung nur antippen kann. Unternährer sieht sich in erster Linie als Vermittlerin: Es würden Leute ins Museum stolpern, die sonst einen weiten Bogen um solche Einrichtungen machten.

Historisches Ferienlager

Die junge Historikerin stellt fest, dass ein Mythos durch einen neuen abgelöst werde. Früher habe man die Rolle der Armee sicher überhöht. Das sei aber schon länger vorbei. Nun werde von der anderen Seite «der Mythos vom engstirnigen und unbelehrbaren Militärkopf» konstruiert.

Ein Zerrbild, das Unternährers Erfahrungen nicht standhält. Zum Beispiel mit ihrem Mitarbeiter Karl Weilenmann. Er war Berufsmilitär und ist heute Leiter des Festungsmuseums Fürigen, in dessen Räumen das historische Ferienlager gedreht wird.

Er führt gerade eine illustre Schar durch die Ausstellung. Zusammen mit der lokalen Polit-Prominenz schaut sich SF-Direktorin Ingrid Deltenre – sommerlich relaxed in lindengrüner Bluse – im Museum um. Weilenmann spricht gerade über die militärische Bedeutung der Festungsanlagen: Da habe doch während der Diskussionssendung «Der Club» jemand behauptet, Fürigen hätte die deutsche Armee bestenfalls drei Tage aufhalten können. Dieser Jemand ist Ueli Haldimann, Chefredaktor des Schweizer Fernsehens und ebenfalls Teilnehmer der Führung. Da Haldimann häufig mit seinem Blackberry und seinen Mails beschäftigt ist, entgeht ihm der Hinweis, dass Fürigen als Bestandteil der gesamten Verteidigungsmassnahmen im Raum Vierwaldstättersee zu sehen sei. Diese hätten insgesamt eine Verzögerung von Wochen, wenn nicht Monaten erwirken können. Jeder hört in dieser Debatte, was er hören will. Wie gehabt.

Erinnerungsfoto mit Gasmasken

Noch eine Stunde bis zur Sendung. Die Zuschauer trudeln langsam ein. Mit kurzen Hosen und neugierigen Gesichtern. Vor dem Besucherzentrum steht eine kleine Bühne mit Blue Box, wo sich die Passanten vor einem Hintergrund fotografieren lassen können. Zur Auswahl stehen dreizehn Motive, von Oliver Bono bis zum Moderationspult der «Tagesschau». Welches denn das beliebteste Sujet sei? Kein Fernsehstar, wie man vermuten könnte, sondern drei der TV-Soldaten in Zweitweltkriegsuniform mit Helm und Gasmasken. Futter für den Verhöhnungsspezialisten Josef Lang.

Die Live-Schaltung beginnt und zeigt, wie der Festungstrupp zur ersten Schiessübung mit dem Karabiner 11 marschiert. Soldat Käppeli erleidet nach dem ersten Schuss einen Rückschlag. Die Schulter schmerzt. Im Gespräch mit dem Vorgesetzten kommen ihm die Tränen. Das Publikum lacht.

Der Ausflug nach Stans und in den Zweiten Weltkrieg endet in der «Fassstrasse», die vom Sendegelände zu einem umfunktionierten Stall führt. Dort stehen Tischgarnituren unter schattigen Bäumen. Das kulinarische Angebot orientiert sich an der einfachen Bergbauernküche: Es gibt *Ghacquets mit Hörnli*, Siedfleischsalat oder eine Portion Alpkäse mit Brot und Dörrbirne für Fr. 7.50. Auf dem Teller siegt der Réduit-Geist definitiv.

«Alpenfestung – Leben im Réduit»:

Noch diese Woche, jeweils um 19.05 Uhr auf SF 1

tisch. Er galt als Retter des Vaterlandes. Guisans Aufstieg war nicht zwangsläufig. Wenig deutete darauf hin. Ein eher durchschnittlich begabter Offizier, den man in deutschen Armeekreisen noch in den dreissiger Jahren als wenig brillant einschätzte, ein militärischer Führer, der nicht als entscheidungsfreudig bekannt war und dem es schwerfiel, Leute abzusetzen und ihnen die schlechte Nachricht zu überbringen, ein Berufsmann auch, der früh kaum mehr für seine Karriere kämpfen musste, weil er eine sehr reiche Frau geheiratet hatte, die ihm ein Leben als Gentleman-Farmer am Genfersee ermöglichte, zeichnete Guisan eine Eigenschaft aus, auf die es im Sommer 1940 ankam. Er war unabhängig. Finanziell sowieso, konservativ, aber keiner Partei angehörend und mit grosser Mehrheit an die Spitze der Armee gewählt, konnte es sich Guisan leisten, zu sagen und zu denken, was ihm beliebte. Er war populär – und er wusste es. Er sah gut aus – autoritär, vertrauenerweckend, väterlich –, und sein feiner französischer Akzent machte sein sonst perfektes Deutsch warm und edel. Die dreissiger Jahre waren die Zeit der grossen Männer – selbst Demokraten sehnten sich nach der ruhigen Hand eines virilen Führers. Es ist ironisch. Gerade in alten Demokratien wie England oder Amerika schien die Regel zu heissen – je aristokratischer, desto besser. Roosevelt stammte aus einer der reichsten Familien seines Landes, Churchill gehörte dem Hochadel an. Guisan hielten manche für einen welschen Patrizier. Tatsächlich waren seine Vorfahren Bauern gewesen, wenn auch wohlhabende.

Im Sommer 1940 entschied Guisan das Schicksal der Schweiz. Wochenlang hatte er mit sich gerungen, er war unsicher, veranstaltete Diskussionen in der Armeespitze, selbst die Idee stammte nicht von ihm, ja anfänglich hatte er sie gar abgelehnt. Doch am 10. Juli 1940 befahl Guisan der schweizerischen Armee den Rückzug ins Réduit, einen engumgrenzten Raum in den Alpen zwischen Sargans im Osten und St-Maurice im Westen. Das Mittelland sollte nur mehr von ein paar Grenzbrigaden verteidigt werden, während der Grossteil der Armee in den Bergen sich verschanzte, um, wie ein Offizier schimpfte, der damals den Schritt bekämpft hatte, «Gebirgsstöcke und Gletscher» zu bewachen. Industrie, Alte, Kinder und Mütter: Kaum wären die Nazis eingedrungen, hätte man sie fast schutzlos zurückgelassen. Das war der Armeeführung bewusst – deshalb hatte man gezögert. Doch kaum war der Entscheid gefallen, vertrat Guisan diesen kühnsten Strategiewechsel der Schweizer Militärgeschichte mit einer Selbstsicherheit, als wäre er im Réduit geboren.

Heute muss man sagen: Guisan wagte viel. In der Bevölkerung und in der Armee war die Idee kaum populär. Wäre Guisan keine dermassen charismatische Persönlichkeit gewesen, dem man vertraute, hätte es vielleicht mehr

Proteste und Widerstand gegeben. So vollzog sich der Schritt still und rasch. Dem Bundesrat teilte er die Umwälzung, die einer Preisgabe von drei Vierteln des Territoriums gleichkam, kurz mit. Um Erlaubnis fragte er nicht. Hätte die Strategie nicht verfangen: Guisan wäre nach der Niederlage mit Schimpf und Schande verjagt worden.

Tatsächlich war es eine Verzweiflungstat. Man hatte keine Wahl. Da Frankreich wider Erwarten so rasch zusammengebrochen war, erwiesen sich alle Planungen der Schweiz von einem Tag auf den andern als wertlos. Noch vor dem Krieg hatte Guisan als Oberstkorpskommandant in geheimen Gesprächen eine mögliche Zusammenarbeit mit den Franzosen im Kriegsfall sondiert. Guisan kannte die französische Armee gut, Generäle zählte er zu seinen Freunden. Regelmässig hatten er und seine Frau sie in ihr schönes Landhaus in Pully am Genfersee eingeladen, wo man auf der Terrasse im Park die französischen Alpen betrachten konnte, die auf der anderen Seite des Sees funkelten. Selbst die Franzosen schwärmten bald vom Wein des Lavaux.

In der Limmatstellung

Nach Ausbruch des Krieges wurden die Absprachen intensiviert. Vorgesehen war, dass, sobald die Deutschen die schweizerische Grenze überschritten, französische Truppen in den Raum Basel vorstossen sollten, um die Schweizer zu entlasten. Im Wissen, dass die Schweiz ihre lange Grenze zu Deutschland nicht verteidigen konnte, weil sie dazu zu wenig Truppen aufwies, hatte man sich von Beginn weg in die sogenannte Limmatstellung zurückgezogen, um hier auf der Linie Sargans–Walensee–Zürichsee–Limmat–B zberg–Hauenstein–Basel

auf den Feind zu warten. Selbst für das Halten dieser ersten Armeestellung fehlten Kräfte, weswegen die Franzosen die Verteidigung der linken Flanke bei Basel übernehmen sollten. Dazu kam es nicht. Ohne die Schweiz zu berühren, hatten die Deutschen Frankreich  berannt und hätten nun von hier aus in den Rücken der Limmatstellung wenden können. Seiner Abwehrstrategie beraubt, startete der schweizerische Armeestab hilflos nach Norden, Westen, Osten und neuerdings auch Süden, da Italien kurz vor dem Untergang Frankreichs in den Krieg eingetreten war. In dieser finsternen Lage entwarf Oscar Germann, ein Generalstabsobers, der zivil ein angesehenes Strafrechtswissenschaftler an der Universität Basel war, die Idee des Réduits, der einzigen Stellung, wo das unwegsame Gelände einem Angreifer, der mit modernen Panzern und Flugzeugen eindrang, maximale Schwierigkeiten bieten konnte. Mit einem Sieg gegen die Deutschen rechnete niemand, doch es ging darum, sie so lange hinzuhalten wie möglich. W sstens die Deutschen erst um die «Alpenfestung», deren Erringung viele Truppen binden würde, so hoffte man, dürfte sie das abschrecken. Die Sprengung der Eisenbahntunnels am Gotthard und Simplon wurde vorbereitet.

Als man ihm am 24. Juli 1940 auftrag, das Schiff «Stadt Luzern» zu untersuchen, um jede Sabotage zu vereiteln, stellte Korporal L tzelschwab keine Fragen. Mit einem Sprengstoffspezialisten ging er an Bord, schaute unter die Sitzbänke, kontrollierte den Maschinenraum des Raddampfers und prüfte die Rettungsringe. Nachdem er nichts Verdächtiges entdeckt hatte, verliess er das Schiff und postierte zwei Heerespolizisten als Wachen. Vermutlich war ihnen nicht bewusst, welche Verantwortung sie



«Je le jure!» Am 30. August 1939 wird Guisan zum General gewählt.

Aufgabe erfüllt

War Guisans Réduit eine Demutsgeste gegenüber Hitler? Eine Klarstellung. Von Walter Schaufelberger

«Alleingangmentalität», «Bunkerschweiz», «veraltetes Geschichtsbild» – die Historiker Josef Lang und Georg Kreis waren in der Diskussionsrunde «Der Club» vom 4. August 2009 der gleichen Meinung: Das Fernsehprojekt «Alpenfestung» nähre einen längst überholten Réduit-Mythos. Allerdings war die Kritik voller ideologischer Ressentiments. Was die Debatte vor allem vermissen liess: Sachlichkeit und Fachkenntnis.

Nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs hat die Schweizer Armee gegen einen Angriff von Norden mit einem Grossaufwand an Geld, Schweiß und Material eine befestigte Linie zwischen Sargans und Basel ausgebaut. Das bedeutete ungezählte Bunker, Schartenstände, Schützengräben, Drahtverhaue, Tanksperrren, Höckerhindernisse, permanente und provisorische Sprengobjekte quer durch das Mittelland. Genügend Truppen zur Besetzung dieser «Armee-stellung» gab es nicht, so dass der linke Flügel in der Nordwestschweiz im Kriegsfall durch französische Divisionen hätte übernommen werden sollen.

Im Mai/Juni 1940 war innert kürzester Zeit Frankreich unter der deutschen Offensive zusammengebrochen, zudem trat Italien auf Seiten Deutschlands in den Krieg ein. Somit war die bisherige Armee-stellung

kampflos ausgehebelt worden. Was tun, wollte man den Achsenmächten auch weiterhin die Zähne zeigen?

In dieser, militärisch gesehen, verlorenen Lage beschloss das Armeekommando, die Truppen zur Rundumverteidigung in den Alpenraum zurückzunehmen. Planstudien ergaben, dass ein geordneter Rückzug, inhaltlicher Kampf unter feindlichem Druck wegen der Überlegenheit der deutschen Luftwaffe und der mechanisierten Verbände, nicht in Frage kam. Also wurde das Réduit präventiv, das heisst vor einem Angriff, befestigt und bezogen. Eine glaubwürdige Alternative zu organisiertem und kompaktem Widerstand hat es nicht gegeben. Glücklicherweise war niemand darüber, weder Armee noch Zivilbevölkerung. Doch haben beide Teile die Verpflichtung angenommen.

Was entscheidend bleibt: In auswegloser Lage ist die Schweiz vom Krieg verschont geblieben. Damit haben, unbeschrieben aller unabdingbaren wirtschaftlichen Verflechtungen, Volk und Armee ihre gemeinsame Aufgabe erfüllt.

Nun das Réduit als eine Art «Demutsgeste» gegenüber Hitler umzudeuten, dazu bestimmt, anstelle der Soldaten Arbeiter zur Unterstützung der deutschen Kriegsmaschinerie zu mobilisieren, ist Unfug. Sinn und Zweck des Réduits bestanden darin, nachdem eine nachhaltige Verteidigung im Mittelland mit unseren Kräften und Mitteln offensichtlich aussichtslos geworden war, weiterhin die für die Achse kriegswichtigen Alpentransversalen zu kontrollieren, die Hoheit über einen Teil unseres Territoriums bis zum Kriegsende zu bewahren, die taktischen Vorteile des alpinen Geländes infanteristisch und artilleristisch auszunützen und schliesslich die mythische Stärke des alpinen Raumes psychologisch umzusetzen. Insgesamt sollte ein Signal ausgesendet werden, dass wir für Freiheit und Ehre bis zum Äussersten gehen, unsere Haut so teuer als möglich verkaufen würden.

Wie man auch aus deutschen und italienischen Militärakten ersehen könnte, wenn man sie nur wissenschaftlich untersuchen wollte, ist das Signal angekommen – ob es den Armeeausschaffern mitsamt der ominösen «Bergier-Kommission» ins Konzept passt oder nicht. Was mit einer «Schweiz ohne Armee» geschehen wäre, kann man sich denken.

Walter Schaufelberger ist emeritierter Professor für allgemeine und schweizerische Militärgeschichte.



«Bunkerschweiz»: Georg Kreis.

trugen. Am nächsten Morgen sollte die «Stadt Luzern» rund 420 Offiziere mitsamt dem General aufs Rütli bringen: alle Kommandanten der schweizerischen Armee hinunter bis auf Stufe Bataillon hatten sich auf der Wiese zu versammeln, um vom General den Réduit-Befehl entgegenzunehmen. «Ich wollte selbst mit ihnen sprechen», erzählte Guisan nach dem Krieg. «Auge in Auge, als Soldat zu Soldaten. Ich hätte das ja in irgendeinem Lokal oder auf irgendeine andere Weise tun können, bei Morgarten vielleicht oder bei Sempach – doch, nein, es musste hier geschehen, auf der Rütliwiese, an der Wiege unserer Unabhängigkeit, auf dem Boden, der jedem so vieles vor dem geistigen Auge heraufbeschwören musste.»

Der sogenannte Rütli-Rapport, der am 25. Juli stattfand, ging in die Geschichte ein. Mit einer kurzen, improvisierten Rede gelang es Guisan, den Widerstandswillen des Landes zu wecken und die Offiziere, darunter viele Skeptiker, vom Sinn des Réduits zu überzeugen. Wo vorher Defaitismus sich verbreitet hatte, herrschte nun die Gewissheit vor, gegen die Deutschen etwas ausrichten zu können. Für das Selbstbewusstsein der Schweiz, die als eines der wenigen Länder Europas den Krieg unversehrt überstehen sollte, kann die Bedeutung des Réduits kaum überschätzt werden. Ganz gleich, wo man politisch stand: Praktisch die gesamte Bevölkerung glaubte nach dem Krieg, dass sich die Schweiz – auch – dank eigener Anstrengung gerettet hatte. Willi Gautschi, der die Standardbiografie über Guisan verfasst hat, die nach wie vor massgebend ist, schreibt gar von einem «Rütli-Wunder»: «Der Rütli-Rapport ist zu Recht zum Begriff eines historischen Wendepunktes geworden.»

Überleben auf dem Vierwaldstättersee

Mitten in der Nacht vor dem Rütli-Rapport kehrte Korporal Lützelshwab zur «Stadt Luzern» zurück, um die Wachen zu überprüfen. Mit einem Boot ruderte er zum Schiff. Beide Heerespolizisten waren eingeschlafen. «Ich erinnere mich, dass ich damals zu mir selbst sagte: Wir alle sind Waisenknaben, dass wir einen solchen Rapport in aller Öffentlichkeit machen; aber die Nazis sind es auch, sonst hätten sie zugespuckt. Das ist gleichsam ein Trost.» Die Überfahrt von Luzern zum Rütli dauerte rund 87 Minuten. Viel Zeit für die Nazis, um die gesamte Führungsspitze der schweizerischen Armee mit einer Bombe auszulöschen.

Die Deutschen kamen nicht. Epische Debatten haben darüber stattgefunden, warum die Nazis die Schweiz nicht kassiert haben. Angriffspläne wurden zwar im Sommer 1940 ausgearbeitet, die die Deutschen mit dem Decknamen «Fall Tannenbaum» bezeichneten, und die Forschung hat gezeigt, dass es sich dabei um dringliche Entwürfe handelte, nicht um Fingerübungen unterbeschäftigter Stäbe. Auch später erwogen deutsche Generäle eine Inva-

sion, doch jedes Mal wurde das Ansinnen verworfen oder durch die Ereignisse überholt.

Was Hitler vom Einmarsch abhielt, ist bis heute umstritten, sicher ist es eine Kombination von verschiedenen Ursachen. Einmal war die unversehrte schweizerische Industrie, die Deutschland belieferte, ein Grund, das Land in Ruhe zu lassen, dann die Eisenbahntunnels durch die Alpen, die man nutzen wollte; oft gab es schlicht dringendere Dinge zu tun, als die kleine Demokratie mit dem mühsamen Gelände zu erobern – selbst wenn die Nazis sich oft masslos ärgerten über das eigensinnige Land.

Interessanterweise wurde Guisan als Symbolfigur des Widerstandes auch von linken Historikern geschont. Man verlegte sich eher auf die Dekonstruktion des Réduits. Indirekt traf das Guisan. Der Zürcher Historiker Jakob Tanner behauptete gar, das Réduit sei nichts anderes als eine «Demutsgeste» gegenüber Deutschland gewesen (siehe nebenstehenden Text).

Schreckliche Berge

Militärisch, das belegen ihre Berichte, hielten die Deutschen eine Eroberung der Schweiz für rasch machbar: In ein bis zwei Tagen wären Zürich und Bern besetzt, in vier bis sechs Tagen stünden sie am Alpenrand, glaubten sie, je nach Planung. Weil sie jedoch die Schweizer für kriegstüchtig hielten, wollten sie recht viele Truppen einsetzen: Zwischen 11 und 21 Divisionen, was je nachdem über 200 000 Soldaten bedeutet hätte. Dänemark hatten die Deutschen mit zweieinhalb Divisionen überannt, Norwegen mit sechs. «Kampfkraft und Kampfmoral des Schweizer Heeres sind zweifellos gut», schrieb der deutsche Generalstabs-offizier Bodo Zimmermann, der im Herbst 1940 eine Angriffsstudie verfasste. «Die Eigenart des Landes hat zu guter Geländeausnutzung und zu besondern Fähigkeiten im Kleinkrieg geführt. Auch die technische Ausbildung des Schweizer Heeres ist beachtlich. Es ist also anfänglich mit zähem Widerstand zu rechnen.» Immer aber ging es den Deutschen darum, die schweizerische Armee auszuschalten, bevor sie sich in die Berge zurückziehen konnte. In allen Studien, auch späteren, wird betont, dass ein Kampf im Gebirge «unkalkulierbar» wäre. Die Berge schreckten ab. Als Zimmermann seinen Bericht ablieferte, war ihm nicht bewusst, dass die Schweizer sich daran machten, sich ins Réduit in den Alpen zurückzuziehen. Vom «Réduit national» hatte Zimmermann zwar vernommen, glaubte aber, dass es im Mittelland liege.

Ohne Zweifel erschwerte das Réduit die Eroberung der Schweiz. Doch die grösste Leistung Guisans bestand darin, einem Land, das an sich zweifelte, die Zuversicht zurückgegeben zu haben, Herr des eigenen Schicksals zu sein. 1945 trat Guisan als General zurück. 1960 starb er. ○



Fast jeder zweite Mann wurde zu den Waffen gerufen: Mobilmachung am 2. September 1939.



General der Herzen: Guisan am Festspiel «Eidgenossenschaft», Biel 1941.



«Rütli-Wunder»: Guisan befiehlt den Rückzug ins Réduit, 25. Juli 1940, Rütliwiese.

Waterloo im Emmental

Das Kartenhaus um die Langnauer SCL Tigers ist eingestürzt – Hans Grunder geht auf Betteltour. Die Schäden, die der BDP-Präsident angerichtet hat, werden ihn lange verfolgen. *Von Urs Paul Engeler*



Eigenlob und Selbstmitleid: der abtretende SCL-Tigers-Präsident und BDP-Politiker Grunder (r.) an der Pressekonferenz.

Freitag, 7. August: Um 9.50 Uhr warten gut dreissig Journalisten und andere Besorgte an den langen Tischen der «Tigerstube» der Langnauer Ilfishalle. Sie waren quasi über Nacht zur auf 10 Uhr anberaumten Rechtfertigungs-Show des BDP- und SCL-Tigers-Präsidenten Hans Grunder aufgeboten worden. Um 10.10 Uhr harrt die Schar der Medienleute – wohl eine Rekordzahl – noch immer des umtriebigen Politikers. Sie wartet noch um 10.20 Uhr. Mit einer knappen halben Stunde Verspätung geruht dieser dann lächelnd zu erscheinen, im Gepäck viel Eigenlob und Selbstmitleid, die übliche billige Journalistenkritik sowie einen Wust von schwarz eingefärbten Zahlen, mit denen er jedoch niemanden mehr bluffen kann. Selbst die *Berner Zeitung*, bisher die treue Leibgarde des absteigenden Lokalfürsten, musste nach der dünnen Präsentation die Sätze drucken: «Der Traditionsklub steht am Abgrund.» Und: «Grunder räumt das Feld». Tatsächlich hat die Hockey-AG im ver-

gangenen Jahr unter der chaotisch-liederlichen Führung des BDP-Nationalrats bei einem Umsatz von rund 7 Millionen einen Verlust von 1,8 Millionen Franken erwirtschaftet. Die erschreckenden Zahlen wurden mit allen Kniffen einer kreativen Buchhaltung, aber etwas gar plump, nachgebessert.

Die «teuerste» Mannschaft der Nation

Ein Beispiel: Unter der Rubrik «periodenfremder und ausserordentlicher Erfolg» wird als Gewinn die künstliche Aufwertung des (arg dezimierten) Spielerkaders um 400 000 Franken verbucht – mit dem Effekt, dass das stark abstiegsgefährdete Langnau auf dem Papier die teuersten (theoretisch somit auch die besten) Hockey-Profis der Nation beschäftigt. 1,8 Millionen Franken ist die Mannschaft in der eigenen Bilanz nun wert. Zum Vergleich: Die ZSC Lions bewerten ihr Kader mit 930 000 Franken, der SC Bern seine Spitzenequipe mit 300 000 Franken.

Andere Löcher mussten Grunder und (vor allem) seine letzten Verbündeten aus dem nicht genauer definierten «Umfeld des Verwaltungsrates» selbst stopfen. Dieser Ausschuss besteht nach einer gemeinsamen Absetzbewegung von vier seriösen Persönlichkeiten vor einem Jahr,

Die grossartige «Rettung» ist in Wahrheit ein Inventar der offenen Fragen.

die das wilde Geschäftsgebaren nicht mehr verantworten konnten, nur noch aus ihm selbst und einer vermögenden Frau aus seiner näheren Umgebung (Etavis Beutler AG in Hasle-Rüegsau). Damit habe «der Grunder-Hans» seine Schuldigkeit vor dem erzwungenen Rücktritt getan, rühmte der Versager sich ein letztes Mal.

Ist damit die Bilanz nachhaltig saniert, wie der Nothilfe-Verein «Rettet den Tiger» dies

verlangt hat? Sind die harten Bedingungen erfüllt, welche die Leute gestellt haben, die einspringen und das lecke Schiff übernehmen wollen? Peter Jakob, Drahtseil-Unternehmer, Präsident des regionalen Rettungsrings und designierter Grunder-Nachfolger an der Spitze der SCL Tigers: «Darüber haben wir Still-schweigen vereinbart.»

Etwas Klarheit bringt der Revisionsbericht, der den Medien bewusst nicht abgegeben wurde. Verfasst und mit diversen kritischen «Bemerkungen» zu den Zahlenspielen versehen hat ihn die Gesellschaft BDO Visura, Filiale Burgdorf, die zugleich für Grunders eigene Vermessungsfirma tätig ist. Trotz dieser merkwürdigen Verbindung schonen die Buchprüfer den Präsidenten der Tigers nicht. Sie machen auf dramatische Liquiditätsseng-pässe aufmerksam. Die Zahlen strafen auch die schriftlich dokumentierten Aussagen Grunders Lügen, er habe «eine Neuverschuldung abgewendet». Tatsächlich sind – bei einem Kassastand von bescheidenen 59 959.09 Franken – Rechnungen in der Höhe von 2,28 Millionen Franken noch nicht bezahlt (vor Jahresfrist summierten die Kreditoren sich «nur» auf 900 000 Franken). Ob die Vorbehalte der Revisoren zu Rechnung und (Unter-)Bilanz die schlanke Ablösung der gestrandeten Führungsriege gefährden werden, wollte Jakob (auch) nicht sagen.

Teurer Abschied von den Getreuen

Fakt ist: Was Grunder als Rechenschaftsablage und grossartige «Rettung» aus dem selbstverursachten Fiasko angedacht hatte, ist in Wahrheit ein Inventar der offenen Fragen (und Rechnungen). Zwar behandelt Peter Jakob, Schul- und BDP-Parteifreund Grunders, alle Zahlen und Konditionen der Übergabe als «Interna». Nach und nach dringen die Zahlen gleichwohl an die Öffentlichkeit. So hat Grunder seine früheren Zahlungen in die notleidende SCL-Kasse nicht etwa als Geschenke verbucht, wie er lange glauben machen wollte, sondern lediglich als «Darlehen». Diese Vorschüsse und Kredite haben offenbar die Gesamtsumme von 750 000 Franken erreicht. Auf diesen Betrag muss Grunder nun per Unterschrift definitiv verzichten. Ob er dies nach Wochen des Zögerns nun gemacht hat – auch darüber schweigt Peter Jakob sich hartnäckig aus.

Zudem fordert die Retter-Equipe von Grunder, er müsse, um die Liquidität zu sichern, per sofort eine halbe Million einschiessen und weitere 500 000 Franken in Raten abstottern. Dies überfordert den Politiker und amtlichen Vermesser, der nebenbei noch sechzig Pferde durchzufüttern hat, offensichtlich zunehmend. Übers Wochenende tourte der frühere Alleinherrscher dem Vernehmen nach als Bettler durchs Emmental, putzte bei allen Freunden mit vermutetem Vermögen die Türklinke

und begehrte, wie zwei Besuchte bestätigen, auf privater Basis (und nicht mehr für die SCL Tigers AG) Geld, Geld, Geld.

Denn der Abschied vom politisch nützlichen Hockey wird sehr teuer. Weitere rund 400 000 Franken braucht Grunder, um seinen Geschäftsführer Heinz Schlatter, der vom Verein der Retter nicht länger akzeptiert wird, auszu-zahlen. Grunder stattete den umstrittenen Schlatter, der zuvor beim SC Langenthal einen höchst unrühmlichen Abgang hatte, hinter dem Rücken der (Noch-)Verwaltungsräte mit einem absolut unüblichen Vierjahresvertrag aus. Bis Ende April 2011 hat der nicht mehr Erwünschte Anrecht auf seinen Lohn, der (ohne Nebenleistungen und Provisionen) auf 200 000 Franken geschätzt wird. Ähnlich langfristige Anstellungsverhältnisse gelten wohl ebenfalls für Schlatters Kompagnon aus unseligen Langenthaler Zeiten, Finanzchef Markus Koch. In summa muss Grunder noch rund 1,5 Millionen zahlen, bevor Jakobs Verein übernimmt.

Irritierend ist, dass Peter Jakob, um Grunder zu schützen und das Tiger-Fell zu waschen, ohne dass es nass wird, das effektive Desaster nicht öffentlich macht. Denn das Emmentaler

Die Dorfkasse begleicht die gesammelten Sünden mit nahezu einer Million Franken.

Waterloo ist längst nicht mehr die Privatangelegenheit Grunders, einiger düpierten Aktionäre und Fans, sondern eine schwere Last für die örtlichen Steuerzahler. Am Montagabend trat der der vierzigköpfige Grosse Gemeinderat Langnau zusammen, um in «einer ausserordentlichen Situation ausserordentliche Massnahmen» zu beschliessen und das definitive «Lichterlöschen» in der Ilfishalle abzuwenden. Vor grosser (medialer) Kulisse murrend, schimpfend, das in den letzten Jahren grossspurige Gehabe der Klubleitung verurteilend und Grunder gar der «grob-fahrlässigen Misswirtschaft» bezichtigend, hielten die Politiker mit elf Gegenstimmen und zwei Enthaltungen die illiquide Tigers AG mit einem zinslosen Kredit von 800 000 Franken vorerst auf dem Eis. Bei einem Nein des Rats wäre die A-Lizenz erloschen. Der Übeltäter, der sonst jeden Auftritt vor Mikrofon und Kamera sucht, blieb der historischen Versammlung fern.

Tiger-Retter ohne Illusionen

Zusammen mit dem Kauf von Aktien im Betrag von 100 000 Franken begleicht die Dorfkasse die gesammelten Sünden des Anstandspolitikers nun mit nahezu einer Million Franken. Begründete Hoffnung auf eine Wiederkehr des schönen Geldes macht sich niemand. Ein FDP-Vertreter (beruflich Buch-

prüfer) wettete im Rat eine gute Flasche Wein, dass das Darlehen bald abgeschrieben werde. Die Tigers AG ist definitiv die Swissair der 9000-Seelen-Gemeinde Langnau.

Ob die Auffanggesellschaft je abheben wird wie die Swiss, bleibt höchst unsicher. Nach einem Sammelmonat haben die Tiger-Retter das anvisierte Minimalziel von einer Million noch nicht erreicht. Gut 250 000 Franken wurden bislang einbezahlt, ebenso viele mündlich versprochen. Es fehlen noch etwa 500 000 Franken; bis Mitte September wollen sie weitersuchen und dann entscheiden. Es verbleibt die Möglichkeit, dass Grunder die AG, an der er sich politisch nach oben zog, liquidieren muss.

Debakel am Rande der Neat

So oder so führt er mit dem Misserfolg eine un-schöne Tradition unter Berner BDP-Politikern fort. Schon Samuel Schmid, der nachmalige BDP-Bundesrat, hatte als Verwaltungsrat die Haller AG in Huttwil (Fahrzeugbau und Kunststoffwerk) in den Konkurs geritten (kurz nachdem er auf politischen Druck hin der Kantonalbank noch einen Millionenkredit abgerungen hatte). Einige Jahre später musste Schmid als Präsident die Seeland-Bank AG mit Dutzenden von Filialen zwischen Biel und Bern notfallmässig dem Schweizerischen Bankverein verkaufen (nachdem er während zweier Jahre die stillen Reserven der ursprünglich acht unabhängigen und gesunden regionalen Sparkassen verbrannt hatte). Ein politisches Handicap wurde das doppelte Unvermögen indes nie.

Hartnäckig halten sich die Gerüchte, wonach inzwischen auch die Steuerbehörden sich für die korrekte Führung der Bücher der Tigers AG interessieren sollen. Die Berner Fiskalbehörden erteilen zu solchen Mutmassungen allerdings «generell keine Auskunft».

Aktenkundig ist hingegen, dass der Kanton die Grunder Ingenieure AG wegen Baupfuschs bei der Konstruktion des Mitholz-tunnels belangt. Die Röhre zwischen Frutigen und Kandersteg war 2004 kurz nach der Errichtung beinahe eingestürzt und ist seither gesperrt. Gestützt auf ein Gutachten der ETH Lausanne, hatte das kantonale Tiefbauamt die Rolle verschiedener Akteure beim Debakel am Rande der Neat geprüft und schliesslich vor genau einem Jahr beim bernischen Handelsgericht Klage gegen vier Firmen eingereicht, darunter gegen die «Ingenieurgesellschaft Kander-tal», zu der sich die Grunder Ingenieure AG und die Gruner AG, Basel, zusammengeschlossen hatten. Das Verfahren läuft noch; insgesamt fordert der Kanton 25 Millionen Franken zurück.

Die Akte Grunder kann noch nicht geschlossen werden. Ein politisches Handicap wird ihm im Kanton Bern daraus aber kaum erwachsen. ○

Lucys Fuss

Was verbindet den Weltrekordsprinter Usain Bolt, den Extrembergsteiger Reinhold Messner, die Marathonlegende Abebe Bikila und den Frühmenschen Lucy? Ihre aussergewöhnlichen Füsse. Kleine Evolutionsgeschichte eines Körperteils, der selten ans Tageslicht kommt. *Von Peter Hartmann*

Es gibt den Leichtfuss und den Schweißfuss. Die Fussprothese. Die Fussgängerzone. Die Fussspur, Freiersfüsse und Fussfetischisten, Senkfuss, Spreizfuss, Hohl- und Stinkfuss. Fussangeln und Fussnoten. Fussvolk und Fusstritte. Und Lucys Fuss am Anfang der Menschheitsgeschichte. Es gibt sehr viel mehr Begriffe, die mit der Hand zu tun haben. Hand und Fuss haben die gleiche Fünf-Finger-Anatomie. Die Hände werden bewusst eingesetzt, sie sind impulsgesteuerte Instrumente. Fortbewegungen wie Gehen und Laufen haben sich automatisiert. Die Füsse gewährleisteten die aufrechte Haltung und tragen das Körpergewicht. Obwohl sich mit den Händen viel mehr Dinge anstellen lassen als mit den Füßen, ist Fussball die beliebteste global verbreitete Sportart, nicht Basketball, nicht Rugby und nicht Handball. Fussball wird im Freien gespielt und stellt eine ritualisierte Form der urzeitlichen Jagd dar mit dem Ball als Beute, wie der Verhaltensforscher Desmond Morris nachwies.

Lässige Schlampigkeit des Auftretens

Er schien zu fliegen. Die Füsse des Fabelwesens, Schuhgrösse 48,5, berührten die Erde 41 Mal während des 9,69 Sekunden dauernden Schritt-Stakkatos. Über eine Milliarde Zuschauer verfolgten am Fernsehen das Naturschauspiel eines Menschen, der auf einer Strecke von 100 Metern mit nie gesehener Leichtigkeit die Gravitationskräfte überwand und im Abschnitt zwischen 70 und 80 Meter ein Höchsttempo von 44 km/h erreichte. Das Hinreissende an Usain Bolts Performance im Olympiastadion von Peking war die lässige Schlampigkeit seines Auftretens: Das Jamaica-T-Shirt hing ihm, eine Verhöhnung der Windschlüpfrigkeit, flatternd über die Hose, die Startnummer 2163 war lose mit vier Sicherheitsnadeln befestigt, der Schuhbündel am linken Fuss hatte sich geöffnet, und die letzten fünf, sechs Gigantensätze zelebrierte der 1,96 Meter lange dunkelhäutige Läufer als vorweggenommenen Freudentanz. Keiner der Rekordsprinter vor ihm hatte so lange Beine und Hebel und so grosse Füsse wie Bolt.

Dass Schwarze, vor allem Amerikaner und Jamaikaner, Abkömmlinge von importierten Sklaven aus Westafrika, die schnellsten Sprinter sind, zeigen die Statistiken. Bis heute lief kein Weisser die 100 Meter unter 10 Sekunden. Der letzte weisse Weltrekordmann war, vor 49 Jahren, der Deutsche Armin Hary. Westafrikaner verfügen über biologische Vorteile: Sie haben mehr schnelle (weisse) Muskelfasern in

der Skelettmuskulatur, die für die Schnellkraft sorgen, und mehr Enzyme in ihren Muskelzellen, die Sauerstoffenergie regenerieren. Schwarze aus afrikanischen Hochländern wie Kenia und Äthiopien haben von Natur aus mehr ausdauernde rote Muskelfasern als weisse Läufer. Die Weissen laufen den Schwarzen hinterher.

Die genetisch bedingte Überlegenheit der Schwarzen im Sport ist in den USA bis heute ein politisch unkorrektes Thema. Der Autor Jon Entine schrieb darüber ein aufklärendes Buch: «Tabu. Warum schwarze Athleten den Sport dominieren, und weshalb wir Angst haben, darüber zu reden». Denn «Black is best» könnte im Umkehrschluss auch bedeuten: Schwarze sind ursprünglicher, näher bei den Wurzeln. Also zurückgeblieben. Diese Interpretation wäre Rassismus. Vor zwei Wochen erklärten achtzehn Forscher der renommierten Stanford University in einem gemeinsamen Manifest: «Die Idee, von genetischen Unterschieden auf die Existenz verschiedener Rassen zu schliessen, entbehrt jeder wissenschaftlichen Grundlage.»

Es gibt noch eine andere Evolutionsspur. Sie erklärt nicht nur sportliche Leistungen. Der Fuss, der Fort-Schritt, bringt den Menschen voran. Der aufrechte Gang als menschliches Wesensmerkmal basiert auf dem Fuss, dem anatomisch ausgeklügelten Antriebs- und Standapparat aus 26 Knochen. Ein Viertel aller Kno-



Längere Zehen: Lucy, drei Millionen Jahre alt.

chen des Körpers steckt in den Füßen. Yao Ming trug letztes Jahr in Peking wie schon 2004 in Athen die chinesische Fahne zur Eröffnungsfeier ins Olympiastadion. Er ist Chinas Superstar mit einer Bilderbuchkarriere in der amerikanischen Basketball-Profiliga NBA, und laut *Forbes* hat der Center der Houston Rockets allein im Jahre 2007 rund 56 Millionen Dollar verdient, doppelt so viel wie die Fussball-Ikonen Ronaldo, Beckham und Messi. Grosse US-Konzerne wie Apple, Visa und Pepsi betrachten ihn als Brückenkopf im chinesischen Markt.

Als er 13 war, hatte Yao Ming schon die Zweimetermarke überwachsen. Auf seinen Sohlen (Schuhgrösse 56) lasten mittlerweile 140 Kilo Gewicht, und das ist seine Krux. Shaquille O'Neill, die US-Basketball-Ikone, hat sogar Grösse 60 und kommt besser über die Runden. Yao beschäftigt ein Beraterteam aus Rechtsanwälten, Finanz- und Marketingexperten, persönlichen Ratgebern in China und den USA. Auf dem für ihn wichtigsten Feld, der Gesundheit, humpelt er von Klinik zu Klinik.

Sein Leidensweg begann mit einer Knochenmarkentzündung in der linken grossen Zehe, die im Dezember 2005 operiert wurde. Fünf Monate später brach er den linken Fuss und setzte ein halbes Jahr aus. Danach erwischte es ihn am rechten Knie, das während des Spiels zerbrach. Dann war wieder der linke Fuss mit einem Ermüdungsbruch an der Reihe. Nun versuchte er es mit traditioneller chinesischer Heilkunde wie Akupunktur, Kräutermedizin und Massagen, und er schaffte bei Olympia 2008 das Comeback. Trotz den langen Auszeiten erreichte Yao Ming immer wieder absolutes Topniveau und wurde in die All-Star-Formationen gewählt. Doch im vergangenen Mai erlitt er wieder einen Ermüdungsbruch. Tom Clanton, der Teamarzt der Houston Rockets, gab eine pessimistische Einschätzung: «Es scheint, dass Yao die komplette nächste Saison ausfallen wird. Vielleicht ist sogar seine Karriere gefährdet.»

Erotisierender Gang

Es wirkt wie ein Menetekel der Geschichte im Reich der Mitte, dass dieser zyklonenhafte Mann wegen der Fragilität seiner Füsse schon mit 28 Jahren über ein anderes Leben nachdenken muss – in einem Land, in dem über Jahrhunderte hinweg Millionen von Frauen zum Schicksal verdammt waren, auf schmerzhaft verkrüppelten Füßen zu gehen. Den kleinen Mädchen wurden in China schon mit drei, vier Jahren die Füsse straff einbandagiert, die Ze-



Barfuss zum Rekord: Abebe Bikila, 7. Mai 1961.



Stiletto-Schraubstöcke: Viktoria Beckham.



Verkrüppelte Füße: Reinhold Messner.



Nie gesehene Leichtigkeit: Usain Bolt, Schuhgröße 48,5, bei seinem Olympiasieg in Peking.



Sozusagen unheilbar: Cinderella-Syndrom.



Hüne mit fragilen Füßen: Yao Ming.

hen unter Ballen und Sohle fixiert. Die qualvolle Prozedur formte die auf kaum zehn Zentimeter Länge reduzierten Lotusfüsse oder Lilienfüsse, eine schwerste Verstümmelung mit Infektionen, Brüchen der Zehen und abgestorbenem Gewebe. Auf Männer wirkten die künstlichen Puppenfüsschen und der gezielte Gang der Frauen erotisierend. Erst Mao bereitete während der Kulturrevolution der grausamen Männerperversion ein Ende.

Reinhold Messner, einer der verwegenen Sinnsucher dieser Zeit, hat sich in extremsten Situationen gewagt und darüber in eindrücklichen Büchern berichtet. Etwa über seinen Parforcemarsch, zusammen mit Arved Fuchs, durch die Eiswüsten der Antarktis zum Südpol. Aber Messner hat verschwiegen, dass er nach Versicherungsparagrafen wahrscheinlich als Invaliden gelten würde. Erst vor drei Jahren enthüllte er, buchstäblich, in der Zeitschrift *National Geographic* das Geheimnis seiner Füsse. Sie sind, wie das Bild zeigte, völlig verküppelt. Schon seit dem Jahre 1970, seiner ersten Himalaja-Expedition, die tragisch endete. Messner verlor nach der Eroberung des 8125 Meter hohen Nanga Parbat seinen Bruder Günther aus den Augen. Die beiden waren ohne Sauerstoffgeräte unterwegs. Dieses Höhenrausch-Abenteuer wurde zum Trauma seines Lebens, weil sein Bruder verschollen blieb und verleumderische Vermutungen kursierten, Reinhold könnte Günther im Stich gelassen haben. Messner erreichte nach fünf Tagen ein Lager und musste sich sieben abgefrorene Zehen und drei Fingerkuppen der amputieren lassen. Messner entwickelte eine ungeheure Hassliebe zu den schwierigsten Bergen. Nach mehreren gescheiterten Versuchen erkletterte er 1978 den Nanga Parbat erneut, diesmal im Alleingang. Er bewältigte mit den deformierten Füßen alle vierzehn Achttausender und sah das Handicap als Vorteil: «Ich hatte mehr Platz in den Schuhen, dadurch waren meine Füße vor Erfrierungen geschützt.»

«Holt Abebe»

Der äthiopische Hirtenjunge Abebe Bikila hatte nie Schuhe getragen, bevor er in die Leibwächtergarde des Kaisers Haile Selassie eintrat. Er wurde von einem finnischen Sportlehrer namens Olli Niskanen wie alle andern Elitesoldaten einem harten Trainingsdrill unterzogen, aber in die Olympiamannschaft, die 1960 nach Rom abflog, kam er nur, weil der beste Marathonläufer der Gruppe wegen eines Fussbruchs ausgefallen war. «Holt Abebe», befahl der finnische Schleifer. Abebe setzte sich zum ersten Mal in ein Flugzeug, und in Rom lernte er mit Messer und Gabel zu essen. Seine Laufschuhe im Gepäck waren zerschissen. Aber Adidas und Puma, die damals den Markt unter sich aufteilten, hatten vor dem Marathon am Schlussstag der Spiele schon fast alle Schuhe verteilt. Abebe fand kein passendes Paar. Er lief deshalb barfuss über das Pflaster des nächtlichen Rom

und siegte, als völlig Unbekannter, in der Weltrekordzeit von 2:15:16 Stunden. Die Reporter fragten ihn nach seinem Alter. Er sagte: «Weiss ich nicht.» Niskanen warf ein, Abebe sei 27 und laufe seit vier Jahren. 1964 siegte er in Tokio erneut, diesmal in Laufschuhen. Vier Jahre später, in Mexiko, behinderte ihn ein Ermüdungsbruch im Fuss, er musste das Rennen aufgeben. Als er nach Addis Abeba zurückkehrte, geriet er mit seinem VW Käfer in eine Strassenrevolte und stürzte in eine Baugrube. Er wurde erst nach sechs Stunden entdeckt und blieb querschnittgelähmt. Mit 41 Jahren starb er im Rollstuhl an einer Gehirnblutung.

Laufwunder in Sandalen

Was treibt den Menschen, lange Distanzen zu laufen, was macht ihn so ausdauernd? Dazu gibt es eine These, die behauptet, die Fähigkeit des Menschen zum Dauerlaufen habe die Evolution überhaupt erst ermöglicht. Der Mensch hat kürzere und stämmigere Zehen als alle andern Primaten. Eine Degeneration, weil er die Füße nur zum Gehen und Laufen benützt? In der März-Ausgabe des *Journal of Experimental Biology* belegen die Anthropologen Daniel Lieberman und Campbell Rolian von der Harvard-Universität, dass kurze Zehen die Voraussetzung für ausdauerndes Laufen sind. Sie schickten Versuchspersonen auf eine Laufbahn und fanden heraus, dass schon um zwanzig Prozent längere Zehen einen doppelt so hohen metabolischen Energieverbrauch bewirkten und der Fuss mit längeren Zehen einen heftigeren Aufprallschock erlitt, während sich beim gewöhnlichen Marschieren keine Unterschiede zeigten.

Ausdauer als Eigenschaft zum Überleben scheint keinen Sinn zu machen. Wenn es ums Fressen oder Gefressenwerden geht, muss der Mensch schnell vor Raubtieren davonrennen können. Der frühzeitliche Australopithecus – die berühmteste Zeugin ist Lucy, deren Skelett 1974 in Äthiopien gefunden wurde – lebte vor rund drei Millionen Jahren und hinterliess Fussspuren mit deutlich längeren Zehen. Modellsimulationen ergaben, dass sich Lucy und ihre Stammeschwestern und -brüder aufrecht und mit einer Geschwindigkeit bis zu 4,6 km/h fortbewegt haben, heutiges Spaziertempo. Bis die Menschen begannen, mit dem Speer Tiere zu jagen (vor 200 000 Jahren) und mit Pfeil und Bogen zu schießen (vor 50 000 Jahren), vergingen noch Jahrtausende.

Lieberman glaubt, dass der aufgerichtete Frühmensch eine Form der Jagd entwickelte, die er *persistence hunting* nennt, Totlaufen der Beute. Er verglich Daten wie Körpertemperaturentwicklung, Laufverhalten und Kalorienverbrauch von Hirsch und Mensch, die sich mit der gleichen Geschwindigkeit fortbewegen. Auf kurzen Strecken ist der Vierbeiner natürlich hoch überlegen, doch gerät er rascher in Sauerstoffnot, während der Mensch in der Lage ist, lange Distanzen im Sauerstoffgleichgewicht zu laufen.

Die Hypothese Liebermans, dass der Mensch gewissermassen zum Ausdauerlaufen geboren ist, stösst unter Anthropologen auf Skepsis. Für die Theorie spricht allerdings, dass sich in verschiedenen Kulturen, verstreut über den ganzen Erdball, die Fähigkeit zu unermüdlichem Laufen und die Jagdtaktik des Zu-Tode-Laufens der Beute erhalten haben: Etwa bei den Kalahari-Buschmännern in Botswana, den Massai in Kenia, den Aborigines in Australien und den Tarahumara in Mexiko. Die Tarahumara («die mit den leichten Füßen»), ein Stamm von 50 000 Ureinwohnern, leben im Copper Valley im Staat Chihuahua. Ihre geübtesten Läufer legen täglich bis zu 200 Kilometer am Stück zurück.

Ihr fantastisches Lauftalent stellten die Tarahumara erstmals 1993 im Wettbewerb gegen austrainierte Marathon-Freaks aus den USA unter Beweis beim 100-Meilen-Lauf von Leadville, Colorado, mit 3500 Steigungsmetern. Sieger wurde ein gewisser Victoriano Churro. Er war bereits 55 Jahre alt und lief mit traditionellen Huaraches (Sandalen) an den Füßen.

Schuhe schützen und wärmen, sie unterstützen die Anatomie des Fusses, erleichtern das Gehen, sind aber seit über zweitausend Jahren auch Statussymbol und Modeartikel. Sigmund Freud sah in ihnen «ein uraltes sexuelles Symbol». Er war allerdings nur auf das Frau-Schuh-Verhältnis fixiert. Die modebewusste Frau von heute leidet früher oder später selbst gewählt am Hallux valgus, der schiefen Grossezehe, der Thomas Hürlimann in seinem Roman «Vierzig Rosen» am Beispiel seiner Mutter ein literarisches Denkmal setzte. Frauen, die sich dem Zwang zu diesen mörderischen Stiletto-Schraubstöcken unterwerfen, kranken am Cinderellasyndrom. Es bedeutet, dass der Verstand bei der Schuhwahl aussetzt, und ist mehr oder weniger unheilbar, wie auch der ganz normale Schuhtick. Die Tennisspielerin Maria Scharapowa, Besitzerin von einigen hundert High-Heels, sagt: «Schuhe machen mich wahnsinnig.» Lange galt Imelda Marcos, die ehemalige Diktatorengattin, als Sammelweltmeisterin mit 3000 gebunkerten Paaren, übertroffen wurde sie von der Sängerin Mariah Carey, die bereits 10 000 besitzen soll.

Weshalb geht der Zivilisationsmensch im Sommer nicht einfach schuhbefreit? Weil der ergonomisch perfekte Barfussschuh bereits erfunden ist, so eine Art Pariser für den Fuss, stellt man sich vor mit Freudschem Blick – dünne Sohlen, Freiraum für die Zehen, kein Druck nirgends. Der Designer Galahad Clark fabriziert in seiner Firma United Nude den «Nacktschuh», auf dem Markt ist auch schon der «Nike Free», ferner ein Modell, das Gehen «mit der Massai-Technik» verheisst. Man träumt, wie es wäre, vor drei Millionen Jahren barfuss spazieren zu gehen mit Lucy, als noch keine Glasscherben und brennende Zigarettenstummel auf dem Weg lagen, und wird doch nur in der Fussgängerzone und in «Lucy's Bar» enden. ○

Affen zum Geburtstag

Rolf Knie ist der Rebell, der aus dem Sägemehl kam. Vor 25 Jahren kehrte er der Zirkusdynastie den Rücken, doch seine Vergangenheit liess ihn nie los. Auch nicht in seinem zweiten Leben als Maler, der auf Mallorca wohnt. Am 16. August wird Rolf Knie sechzig. *Von Daniele Muscionico*



«Siebzig Prozent von dem, was in der Presse geschrieben wird, ist Bullshit!»: Maler Rolf Knie auf Mallorca.

Rolf Knie sitzt am Telefon auf Mallorca, und doch ist er ganz nah. Nah am Ort seiner Empörung: an den Schweizer Medien. Die Regenbogenpresse verlangt nach seinem Namen, der Boulevard will sein Gesicht. Denn Rolf Knie wird sechzig. Nicht, dass den Hauptakteur das sonderlich bewegen würde; doch in einem kleinen Land, wo Grosses knapp ist und Bewegendes rar, sucht die Heimat zum Geburtstag des abtrünnigen Knie-Sprosses eine Schlagzeile, ein Zitat, und prompt bekommt man sie von ihm auch geliefert. Es ist die Aussage des gebrannten Kindes, das das Zündeln nicht lassen kann: «Siebzig Prozent von dem, was in der Schweizer Presse geschrieben wird, ist Bullshit!», behauptet er. Und für diesen Satz muss man Rolf Knie einfach lieben.

Und wofür ausserdem? Für seine Bilder auf Chapiteau? 1975 hatte er, damals noch Zirkusclown, Unmengen alter Plachen des Knie-Zelts

gekauft und begonnen, sie als Unterlage für seine Malereien zu benutzen. Er machte, als kurzfristig kein Papier zur Verfügung stand, aus der Not eine Tugend – und verliebte sich sodann besinnungslos in den ambulanten Maluntergrund. Heute ist das Chapiteau-Bild sein Markenzeichen. Aber diese Tage sind gezählt, nur noch vier Ballen sind davon übrig.

Die Kritiker werden aufatmen

Doch in dem Moment, in dem der Maler Knie das letzte Fitzelchen Zeltstoffes aufgebraucht haben wird, wird ein Aufatmen durch die Kunstwelt gehen, ein Seufzer der Erleichterung – prophezeien seine Kritiker. Die alles verachten, was figurativ ist. Und auf einem Kalenderblatt genauso funktioniert wie auf einer Krawatte. Und an Hans Falk erinnert. Oder ganz einfach von Rolf Knie stammt. Und es sind deren nicht wenige.

Doch diese vielen sind Ignoranten. Und ihre Tonleiter der Erregung klingt oft falsch. Denn sie übersehen im Eifer ihres akademischen Gefechtes – ist's nun Kitsch oder Kommerz, was der Acryl-Stümper werkelt? –, dass Knie mit seinen Bildern überaus erfolgreich ist. Seit 1990 kann er von seiner Malerei leben. Und nicht schlecht, offenkundig; für seinen kreativen Lebensabend hat er sich nicht nach Bünzen verkrochen, sondern ist stolzer Villenbesitzer auf Mallorca. Dort wohnt er in nachbarschaftlicher Eintracht mit dem Medientycoon Pierre Siri, ein Schwede iranischer Abstammung, der, so darf man verkürzt sagen, und Knie vereinfacht gern, «20 Minuten erfunden hat». Man spielt gemeinsam Tennis, und der Ältere ist dabei auch mit sechzig Jahren noch fitter als einer, der die Jugend seines Sohnes hat. Auf der Knie-Hazienda stehen nebst zweihundertjährigen Olivenbäumen

auch seltene Bäume aus dem Iran, die Abfindung des Verlierers an den Sieger für jeden gewonnenen Match.

Nicht, dass Knie von der Prominentendichte Mallorcas, von Prominenz im Allgemeinen beeindruckt wäre. Wer selber in der Öffentlichkeit steht, die Familie Chaplin zu seinen Freunden zählt, am Tisch mit Miró in der Zürcher «Kronenhalle» Kunstunterricht erfährt – doch als Kind mindestens so viel von einer älteren Freundin lernte, der Nilpferddame Juba –, der hat für andere Schwergewichte wenig Bewunderung. Zumal, wenn er in einem Land aufwuchs, dem Prominenz so viel wie wurst ist, weswegen man sie Cervelat-Prominenz nennt.

Noch einmal Gott versuchen

Rolf Knie, einerseits von königlichem Geblüt, da aus einer Zirkusdynastie abstammend, andererseits ein umstrittenes und streitbares Mitglied der hiesigen Wurst-Elite, liess sich 1990 auf Mallorca aus persönlichen und durchaus unprominenten Gründen nieder: Seine Mutter Pierrette Dubois, siebzehnfache Schweizer Tennismeisterin und zehnfache Schweizer Meisterin im Eispaarlaufen, wohnt seit Ende der siebziger Jahre in Palma. Knie, seine zweite Frau, die Zirkusartistin Belinha, und Sohn Gregory bauten sich in Santa Ponsa ihr Anwesen, zirka zwanzig Kilometer südwestlich davon. Mallorca war ein anderes Wort für die Sehnsucht nach Unabhängigkeit, wie damals, als er den Zirkus verliess, und für das Bedürfnis nach Freiheit, nicht auf Schritt und Tritt von Boulevardjournalisten behelligt und falsch dargestellt zu werden. «Sie waren ein Herzensbrecher, Herr Knie.» – «Blödsinn ist das, lächerliche Geschichten!»

Als er 1990 mit der Schweiz brach, ein blendend aussehender Mann, in den Klatschspalten ständiger Gast an der Seite wohlproportionierter Damen, stand er just auf dem Höhepunkt seiner zweiten Karriere. Der Zirkusclown hatte diversifiziert. Er war jetzt Theaterschauspieler mit Pipo, Gaston Häni und Valentina; er war Hollywood-Darsteller geworden, in «Babes in Toyland» (1986), einem glücklich vergessenen Flop, an der Seite von Drew Barrymore und Keanu Reeves, und als Fernschauspieler hatte er eine «Goldene Rose» gewonnen als Mitwirkender und Koautor von Max Siebers Film «Hotel».

1990 die Abkehr oder Einkehr, ganz nach Standpunkt, doch typisch für ihn, dem Erfolg stets unheimlich ist, wenn er selbstverständlich wird. Knie brach mit allem und zog aus der Schweiz aus. Er musste noch einmal Gott versuchen, auf Mallorca, als Maler. Er hängte, wortwörtlich, sein Toupet an den Nagel, ohne falsches Gewicht und überflüssiges Gepäck wollte er unter Menschen leben, die nichts von seiner Zirkusvergangenheit wissen sollten und nicht von seinem grossen Namen.

«Als man mich fragte, woher die Sujets meiner Bilder stammten, erzählte ich Lügengeschichten.»

Rolf Knie wohnt heute auf Mallorca und ist am glücklichsten, sagt er, wenn er malt. Stundenlang, tagelang, in seinem Atelier morgens um fünf Uhr, bis ihn Belinha nachts erinnert, dass morgen auch noch ein Tag ist. Affen malt er zu seinem sechzigsten Geburtstag, Menschenaffen, seine Lieblingstiere; als junger Mann hielt er sich einen Schimpansen. Wer von dem wiedergeborenen Künstler Freundschaftliches hören möchte, befrage ihn zu Affen; wer Missvergnühtes, der rede mit ihm über Menschen.

Rolf Knie hält zu diesem Thema Erweckungserlebnisse bereit: «In jeder Affenfamilie funktioniert es heute besser als in einer sogenannt



Erweckungserlebnis: im Zirkus 1976.

zivilisierten Familie.» Knie glaubt an Tiere und an die Verlüderung der Werte, an Menschen glaubt er folglich nur gebrochen. Und noch weniger, wie gesagt, hält er von jener spezifischen Unterart des Nacktaffen, dem Journalisten. «Ich habe meine Erfahrungen gemacht...»

Schneller verkauft als gemalt

Sitzt der Groll so tief, weil ihn das Feuilleton missachtet und ihn die Gesellschaftsjournaille während seiner schwierigen Jahre nach der Scheidung mit ihrer Hassliebe bedachte? Keine Frage: Knies Ehe- und Lebenskrise Mitte der achtziger Jahre, die in die gleiche Zeit fiel wie sein Abschied vom Zirkus, waren prägende Erlebnisse. Der Vater verlor das Sorgerecht für seinen Sohn und kurzzeitig auch den Boden, zog sich in seinen Wohnwagen zurück und ergootherapierte sich mit symbolistischen Bil-

dern. Nächtelang malte er die Schlange der Falschheit und den Apfel der Versuchung. Doch seitdem hat er sich längst gesundgearbeitet. Und der Erfolg gibt ihm recht. Heute ist seine Bilderproduktion schneller verkauft als gemalt.

Aber kann es ihm recht sein, dass die Kritik ihn ignoriert? Knie, was Wunder, steht dem Kunstmarkt kritisch gegenüber. Besser gesagt: Er hegt für ihn dieselbe Verachtung, wie die Kunstmarkt-Macher sie für seine Bilder haben. «Je schlechter das Bild, umso wichtiger das Gesicht der Galeristen.» Über die «Art» in Basel, das jährliche Mekka der Szene, hat er sich längst ein Urteil gebildet: «Was man dort zu sehen bekommt, ist eine Beleidigung meiner Intelligenz.»

Künstler, die er wertschätzt, malen mit wenigen Ausnahmen wie er figurativ, gegenständlich. Die Schweizer Luciano Castelli oder Franz Gertsch zum Beispiel. Aber auch Tinguely hat ihn beeinflusst, ein wichtiger Wegbegleiter und Freund. «Er war ein Künstler ohne Vorurteile und Konkurrenzneid gegenüber jungen Kollegen.» Knie, beharrlich auch dann, wenn seine künstlerische Idee niemand teilt, hat ein charakterliches Pendant im mallorquinischen Malerfreund Miquel Barceló gefunden, dessen neoexpressive Leinwandverwerfungen von Anselm Kiefer angeregt worden sind. Und dieser Barceló ist durchaus kein Warmpinsler. Seine überdimensionale Keramikarbeit in der Kathedrale von Palma de Mallorca gab bei der Einweihung 2007 zu heftigen Polemiken Anlass und löste in der spanischen Presse einen Streit darüber aus, was Kunst darf.

Drachensaat der Provokation

Rolf Knie hat auch mit sechzig Jahren seine innere Ruhe noch nicht gefunden. «Was wird sein, wenn mir einmal die Ideen ausgehen?» Zu solchen Zweifeln meldet sich auch immer wieder die Stimme, die sagt, dass er im Leben noch nichts erreicht habe und noch vieles zu leisten sei. Nicht nur auf der Leinwand, sondern auch auf dem Gelände, das für einen seines Namens vermintes Terrain sein müsste – im Zirkus.

Die Gründung des Salto Natale vor sieben Jahren gemeinsam mit Sohn Gregory, eines Zirkus jenseits traditioneller Muster, war ein ähnlich ungesicherter Seiltanz wie jener, als sich der Clown als Kunstmaler zu outen wagte. Zum zweiten Mal spielte er mit seinem guten Ruf. Doch im Fall des Weihnachtzirkus hat er die öffentliche Akklamation. Dieses Jahr steht das Programm unter dem Titel «Nostalgie», und Rolf Knie hat dafür in den Archiven des Nationalzirkus gestöbert. Salto Natale soll heuer ganz besonders erotisch werden, Knie liebt auch mit sechzig noch die Drachensaat der Provokation. Oder mit den Worten des Meisters: «Nur tote Fische schwimmen mit dem Strom.»

○

Anarchist und Musterknabe

Die Geschichten des kleinen Elefanten Babar wurden in siebzehn Sprachen übersetzt und millionenfach verkauft. Die Alben von Jean de Brunhoff sind mehr als nur ein kommerzieller Erfolg. Sie gelten heute als wahre Kinderbuchklassiker. Von Thomas Binotto

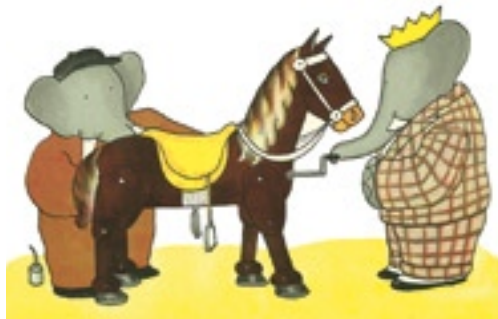
Es gibt Kinderbücher, die uns zum Weinen oder Lachen bringen. Und es gibt Kinderbücher, die pädagogisch wertvoll sind. Die einen sind Klassiker. Die anderen haben wir vergessen. Wir haben hemmungslos geheult bei «Anneli» von Olga Meyer, «Rösslein Hü» von Ursula M. Williams und «Heimatlos» von Hector Malot. Und wir lagen prustend unter dem Tisch, als unser Vater zum x-ten Mal «Mein Name ist Eugen» von Klaus Schädelin und «Grimpel» von Clement Freud vorgelesen hat.

Ein Klassiker ist auch «Die Geschichte von Babar, dem kleinen Elefanten». Bereits nach fünf Seiten kommen uns die Tränen. Eben noch haben die Elefantenkinder sorglos miteinander gespielt. Eben noch ist Babar «sehr vergnügt auf dem Rücken seiner Mutter spazieren» geritten. Und dann ist die geliebte Mutter tot. Hinterrücks ermordet von einem bösen Jäger. Das erste Album zu Babars abenteuerlichem Leben ist ein Meisterwerk an Knappheit und Präzision. Wir sind gerührt, gerade weil Jean de Brunhoff so lakonisch erzählt und zeichnet. Er beherrscht eine Ökonomie des Erzählens, die schlicht umwerfend ist und die er in den folgenden sechs Alben nie mehr ganz erreicht hat.

Es war 1931, als Brunhoff mit seinen Zeichnungen und seinem Text eine neue Ära des Bilderbuchs eröffnete. Maurice Sendak, ebenfalls



«So, jetzt können wir unsere Stadt bauen.»



Babar zieht das mechanische Pferd auf.

ein Gigant des Bilderbuchs, konnte das neidlos anerkennen: «Zwischen 1931 und 1937 vollendete Brunhoff ein Gesamtwerk, das die Bilderbuchlandschaft für immer verändert hat.»

Fünf Bücher für einen Mythos

Erfunden wurde «Babar» allerdings von Brunhoffs Gattin Cécile, die ihren damals zwei Söhnen eine Gutenachtgeschichte von einem kleinen Elefanten erzählte, der vor einem bösen Jäger in die Stadt floh und als König in den Urwald zurückkehrte. Der Maler und Grafiker Jean nahm das Motiv auf und machte daraus ein Bilderbuch, das weltweit und über Generationen hinweg zum Bestseller wurde. Fast jedes Jahr entstand von nun an ein neues Abenteuer. Zwei Alben tanzten etwas aus der Reihe: In «Zephir macht Ferien» ist der freche Affe aus Babars Entourage mit einem eigenen Abenteuer an der Reihe. Und «Babars ABC» ist eine vergnügliche Lernfibel für Leseanfänger.

Damit bleiben fünf Alben, die den Mythos ausmachen. Abgesehen von «Babar und der Weihnachtsmann» – bezeichnenderweise das schwächste Album – sind es ganz fundamentale Dinge, von denen Brunhoff erzählt: Babar wird erwachsen, heiratet, macht Karriere und gründet eine Familie. Ein Zyklus von umfassender Lebensnähe also. Und dabei blieb es, obwohl Brunhoff weitere Alben geplant hatte.

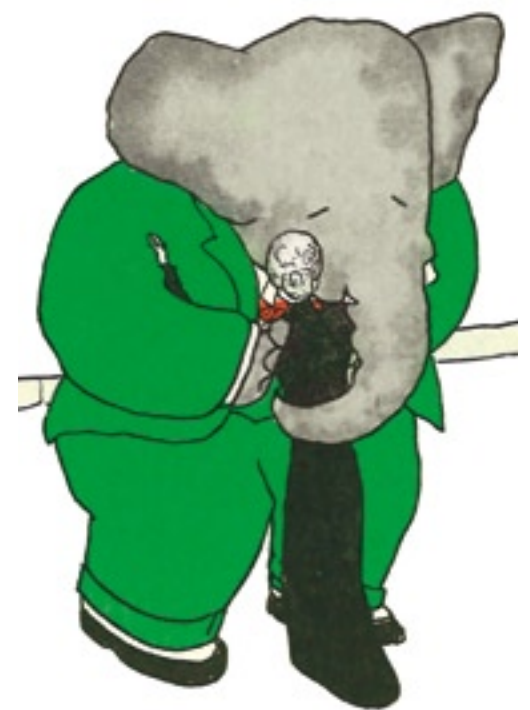
1937 starb er mit 38 Jahren in einem Sanatorium in Montana an Knochentuberkulose. Damals war der älteste Sohn Laurent zwölf Jahre alt. 1948 setzte er die Reihe fort, und schnell übertraf der heute 84-Jährige seinen Vater an Produktivität bei weitem. Aus «Babar» wurde eine Goldgrube, ein Markenlabel, mit dem sich ein gesamtes Kinderleben ausstatten liess. Nun wurde um Lizenzrechte gefeilscht. Und vor Gericht darüber gestritten, ab wann Merchandising nur noch Schrottwarenhandel ist.

Wer von Babar spricht, muss deshalb zwischen dem «richtigen» Babar, wie ihn Jean erschaffen hat, und dem Markenprodukt, das Laurent entwickelt hat, unterscheiden. Für Dorothee Vitali vom Kinderbuchladen in Zürich gibt es offensichtlich nur den einen Babar: jenen Jean de Brunhoffs. All die Lernbücher, Erstlesebücher und auch die Fortsetzungen Laurents seien Eintagsfliegen, die jeweils rasch wieder aus dem Angebot verschwänden. Klassiker sind nur die ersten fünf Bücher geworden. Und diese sind, so ist die Erfahrung Vitalis, so etwas wie Familienkulturgut, das von Generation zu Generation weitergegeben wird.

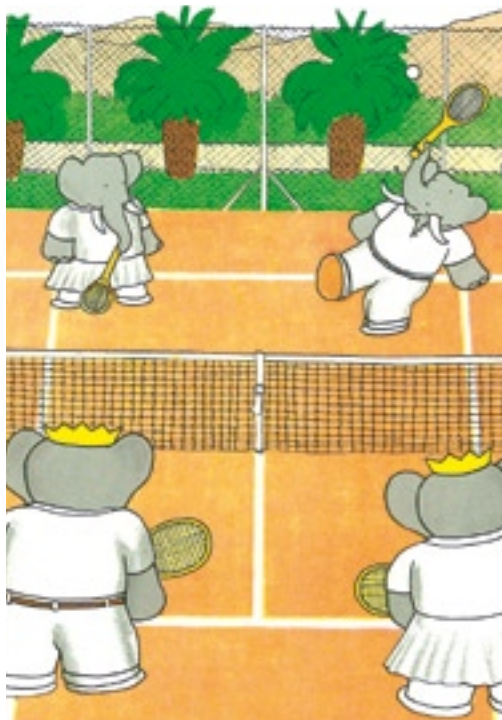
Auch für den Diogenes-Verlag ist nur der originale Babar von Interesse. Seit 1975 erscheinen hier die Alben Jean de Brunhoffs. Aufwendig ausgestattet, im originalen Überformat, mit Leinenrücken und im luxuriösen Fünffarben-



Babar erzählt von seinen Abenteuern im Urwald.



Abschied von der alten Dame.



Gemischtes Doppel mit dem Ehepaar Pilophage.

druck nach den Originalfilmen der französischen Erstausgabe. «Babar» ist damit auch ein bibliophiles Vergnügen. Und das war für Diogenes-Verleger Daniel Keel mit ein Grund, die 1946 erstmals auf Deutsch erschienene Reihe ins Verlagsprogramm aufzunehmen. Dazu kamen die künstlerische Qualität, das wirtschaftliche Potenzial und nicht zuletzt die Begeisterung der eigenen Kinder für «Babar».

«Kolonialistische Überheblichkeit»

«Babar» wurde in siebzehn Sprachen übersetzt und millionenfach verkauft. Die Gesamtauflage bei Diogenes bewegt sich auf die Millionengrenze zu. Dennoch ist «Babar» ein Klassiker des bildungsfreundlichen, kulturinteressierten Bürgertums geblieben, jenes Milieus also, dem auch die Brunhoffs angehörten. Ein Milieu auch, das als konventionell und konservativ gilt.

Kein Wunder also, dass die bald achtzigjährige Erfolgsgeschichte auch Kritik auf sich zieht. Herbert Kohl hat Brunhoff in seinem Essay «Should We Burn Babar?» vorgeworfen, den Kapitalismus zu verherrlichen. Ariel Dorfman behauptete in «The Empire's Old Clothes», «Babar» sei Ausdruck kolonialistischer Überheblichkeit. Den Büchern wurde Rassismus unterstellt. Und ein autoritäres, emanzipationsfeindliches Erziehungsmodell sowieso. Da ist in allen Fällen etwas Wahres dran. Bewiesen wird damit aber zunächst einmal lediglich, dass Jean de Brunhoff von 1899 bis 1937 gelebt hat und ein Kind seiner Zeit war. Über die Gründe für «Babars» anhaltenden Erfolg bei Kindern werden wir dadurch kein bisschen schlauer, denn soziologische Interpretationsschablonen sind Kindern herzlich egal.

Kinder lieben «Babar» zunächst einmal, weil die Bücher grösser sind als gewohnt. Man kann

buchstäblich in sie eintauchen, und alles, was darum herum geschieht, wird ausgeblendet. Die Zeichnungen sind knapp und gleichzeitig detailverliebt, so dass man die Abenteuer ebenso verschlingen wie ausgedehnt geniessen kann. Babar ist ebenso nüchtern wie eskapistisch. Der plötzliche Tod durch Fliegenpilze findet genauso selbstverständlich statt wie der skurrile Skiausflug in die Schweizer Alpen.

Kindchenschema in XXL

Um dem Geheimnis Babars auf die Spur zu kommen, dürfte der Versuch lohnenswert sein, sich in die Umstände seiner Geburt hineinzuversetzen. Madame de Brunhoff soll eine Gutenachtgeschichte erfinden. Wie wäre es, wenn anstatt der beiden Lausebengels plötzlich Elefanten in den Bettchen liegen würden? Ein Elefant in Kleidern, der sich wie ein vornehmer Herr benimmt? Der sich in einen roten Sportwagen zwängt? Elefanten, die *füdliblutt* durch die Strassen flitzen? Nun sind die beiden Jungs hellwach und wollen gar nicht mehr aufhören, sich lustige Situationen mit Elefanten in Menschengestalt auszudenken. Bis sie irgendwann bei Elefanten in barocken Perücken und einem gemischten Doppel auf dem Tennisplatz angekommen sind.

Dass Cécile de Brunhoff einen Elefanten zum Helden ihrer Geschichten ausgewählt hat, ist intuitiv genial: Babar ist der perfekte Platzhalter für Kinder – tolpatschig, gemütlich und knuddelig. Kindchenschema in XXL. Wenn Babar seine Ziehmutter, die alte Dame, beim Abschied umarmt, ist das ein Bild von herzergreifender Zärtlichkeit. Und handkehrum sorgt die Diskrepanz zwischen elefantöser Grösse und filigraner Menschenwelt immer wieder für Situationskomik.



Babar (l.) isst Kuchen mit Celeste und Arthur.



Ausbruch aus dem Korsett der Wohlerzogenheit.



Babar wird König und heiratet Celeste.

Natürlich tun zwischendurch auch Jean und Cécile das, was Eltern nie lassen können: Sie schmuggeln etwas Moral in die Geschichte. Sittsame Elefanten, die gerne zur Schule gehen, die reinlich und zuverlässig sind. Selbstverständlich siegen selbst in Babars Träumen die noblen Werte der Eltern über den alltäglichen Schlandrian der Kinder. Aber immer wieder bricht Babar, dieser sanfte Anarchist, aus dem Korsett der Wohlerzogenheit aus. Die Sitten und Bräuche der Erwachsenen sehen am Leib der Elefanten immer etwas lächerlich aus. Als König, der eine Parade auf einem mechanischen Pferd abnimmt, ist Babar eine Witzfigur. Und sein Haus in Celestenstadt steht eindeutig näher beim Festpalast, wo das Kino untergebracht ist, als beim Palast der Arbeit, wo die Schule droht.

«Babar» ist nichts weniger als die Geschichte unserer Kindheit, in der wir uns zu einem anständigen Menschen erziehen lassen und gleichzeitig unzähmbar wild bleiben. Eben noch haben wir, lässig an den Kamin gelehnt, über das Leben in der Wildnis referiert, und schon flennen wir auf der nächsten Seite wieder hemmungslos, weil wir unsere Mami so unglaublich vermissen. Kinder sind melancholische Wesen. Und sie werden Brunhoff für immer dankbar sein, dass er dieser Melancholie eine Geschichte gegeben hat.

Der Erfolg der Bücher liegt vielleicht darin, dass Babar gleichzeitig Anarchist und Musterknabe ist und damit in perfekter Personalunion die geheimsten Sehnsüchte von Eltern wie Kindern erfüllt. Pädagogisch wirkt er dabei weit weniger zügelnd, als gemeinhin angenommen wird. Denn er bringt Kinder zum Weinen und zum Lachen. Und das sind beides zutiefst anarchische Gefühle, die sich der pädagogischen Kontrolle entziehen. ○

«Ab neunzig arbeite ich halbtags»

Der Chef des grössten Bleistiftherstellers der Welt, Anton W. Graf von Faber-Castell, wollte ursprünglich gar nicht ins Unternehmen seines Vaters einsteigen. Nun steht er selbst vor Problemen mit der Nachfolgeregelung bei seinen vier Kindern. *Von Carmen Gasser und Maurice Haas (Bilder)*

Wie werden Sie angesprochen: mit Herr Graf, Graf oder Herr Faber-Castell?

Anton Wolfgang Graf von Faber-Castell ist der juristisch rechtmässige Name. So muss ich auch unterschreiben.

Bestehen Sie auf der Anrede «Herr Graf»?

Nicht unbedingt.

Es ist wenig zeitgemäss.

Ob es zeitgemäss ist, kann man diskutieren. In Österreich wurden die Titel abgeschafft, in Deutschland sind sie Bestandteil des Namens geworden. Das Thema erledigt sich von selber, wenn ich im Ausland bin. Häufig wurde und wird mein Name brutal verkürzt, als Castell, Castelli oder Castello. Den Namen von Faber-Castell halte ich eh für viel zu lang.

Was halten Sie von Adelligen in Deutschland? Viele geben mit ihren Auftritten in Funk und TV nicht die allerbeste Figur ab.

Man muss unterscheiden zwischen Familien, die «nur» adeliger Herkunft sind, und solchen mit adeliger Gesinnung. Idealerweise verbindet sich das eine mit dem anderen. Nehmen Sie das Beispiel Karl-Theodor zu Guttenberg. Er zeigt Selbstsicherheit, vernünftige Manieren, ist unabhängig, sehr artikuliert und beweist, dass es durchaus adelige Familien gibt, die in der Lage sind, etwas zu leisten. Im Übrigen gibt es Arbeiter, die eine adeligere Einstellung haben als irgendein vertrottelter Aristokrat.

Selbst Vertreter Ihrer Familie, ich denke da an Ihren Neffen Patrick, sind Platzhalter in der Klatschpresse.

Was ich mir verkneife, machen andere... (*lacht*) Das gibt eine anständige Balance in der Familie.

Sie sind einer der wenigen Adelligen, die als Unternehmer äusserst erfolgreich sind.

Was lief bei Ihnen anders?

Meine Geschwister und ich wurden von meiner Mutter sehr streng erzogen. Erstens, dass man nichts Besseres ist, wenn man einen Titel hat oder vermögender ist. Zweitens, dass man die Angestellten gut behandelt. Ich habe im Laufe meines Lebens gelernt, wie recht meine Mutter hatte.

Sie besitzen einen deutschen, einen Schweizer und einen österreichischen Pass. Weshalb so viele?

Ich bin Deutscher mit einer Schweizer Mutter und besitze seit 1952 eine Schweizer Niederlassung. Einen österreichischen Pass, ja,

den habe ich noch, aber er ist nicht mehr von grosser Bedeutung. Eine Zeitlang war es in Frankreich eher ratsam, keinen deutschen Pass zu verwenden, sondern einen österreichischen, aber diese Zeiten sind passé.

Deutschland zieht immer mehr die Steuerschraube an. Haben Sie sich schon mal überlegt, ganz in die Schweiz zu ziehen?

Ich besitze ein Unternehmen in Deutschland und bin deshalb den Fängen des deutschen Fiskus ausgeliefert. Ich wollte, ich könnte mich daraus lösen. Aber es geht nicht ohne weiteres. Wer aus Deutschland in die Schweiz zieht, muss nachweisen, dass er über 180 Tage in der Schweiz wohnt. Das kann ich nicht.

Im Kanton Zürich kommen höhere Steuern auf Sie zu, da die Pauschalbesteuerung abgeschafft wurde. Ist der Umzug in einen anderen Kanton für Sie ein Thema?

Ich bleibe im Kanton Zürich.

Wenn Sie schon in der Schweiz wohnen, würde sich ein Ableger Faber-Castells da nicht gut machen?

Eine Produktionsstätte in der Schweiz ist kein Thema. Im Zweifel haben wir zu viele Standorte, nicht zu wenige.

«Es ist wichtig, dass einer das Sagen hat, da sonst das Ganze gefährdet wird.»

Sie haben zehn Geschwister. Wie kam es, dass ausgerechnet Sie auserkoren wurden, das Unternehmen zu leiten?

Mein ältester Halbbruder hat sich aus nichtigen Gründen mit meinem Vater zerstritten, der andere war ein amüsanter Luftikus.

Sie wollen mir damit sagen, dass Ihre Brüder nichts taugten?

In der Tat kamen meine älteren Brüder, insbesondere aus Sicht meines Vaters, nicht in Frage. Schon sehr früh versuchte mein Vater mir durch einen Freund der Familie beizubringen, wie toll es sei, einen Betrieb zu übernehmen. Ich war siebzehn und fand das gar nicht so toll.

Und wie reagierte Ihr Vater auf das mangelnde Interesse?

Er ist bei seiner Entscheidung geblieben. Wichtig war für ihn wohl, dass ich mich nicht um die Nachfolge gedrängt habe und eine charakterliche Zuverlässigkeit zeigte.

Inwiefern?

Mein Vater hatte zum dritten Mal geheiratet.

Ich habe ihm zugesichert, dass ich seiner Frau, zu der ich kein sonderlich gutes Verhältnis hatte, all das zukommen lassen würde, was vereinbart war. Wenn ich mich nicht schützend vor sie gestellt hätte, hätte das riesige Streitereien innerhalb der Familie gegeben. Doch ich konnte schlussendlich die Familie zusammenhalten. Trotz der schwierigen Situation nach dem Tod meines Vaters. Meine Stiefmutter wohnte noch auf dem Landsitz, sie musste ich erst einmal loswerden, und mein zweitältester Halbbruder hat sich gleich einen Anwalt genommen und wollte die erbrechtlichen Verträge anfechten. Das Unternehmen war nicht in der besten Verfassung. Hinzu kamen die Verpflichtungen gegenüber meinen neun Geschwistern.

Sie hatten eine gutbezahlte Stelle im Investmentbanking in den USA. Was hat Sie dazu gebracht, Ihre Meinung zu ändern und ins väterliche Unternehmen einzusteigen?

Ich kam aus den USA zurück, da mein Vater Prostatakrebs bekommen hatte. Zudem hatte er, was für mich sehr wichtig war, die erbrechtlichen Angelegenheiten geregelt.

Wie teilt man ein Unternehmen mit so vielen Geschwistern gerecht?

Es ist wichtig, dass einer das Sagen hat, da sonst das Ganze gefährdet wird. Das ist wie im Bauernrecht. Den Hof kann man nicht in vier Teile aufteilen, einer muss ihn bekommen. Das widerspricht zwar meinem Gerechtigkeitssinn, aber ich habe bislang keine andere überzeugende Regelung gefunden. In unserem Fall wurden Unternehmensbewertungen gemacht, und wer wollte, wurde ausbezahlt. Im Laufe der Jahre habe ich praktisch all meine Geschwister ausbezahlt, mit Ausnahme von meinem jüngeren Bruder Andi und den drei Kindern meiner älteren Schwester Angela. Die anderen wollten raus, weil sie über die Mittel selber verfügen wollten. Ich habe meine Geschwister ermutigt, das zu tun, denn Minderheitsgesellschafter zu sein, bringt ja auf Dauer nichts.

Welches von Ihren vier Kindern werden Sie als Nachfolger auswählen?

Meine Frau ist der Meinung, dass eine meiner drei Töchter, zwei sind 21, die andere 13, eine Chance haben sollte, in der Nachfolge berücksichtigt zu werden. Ihre Ansicht ist legitim. Nun ist aber mein Sohn gerade 29 geworden und hat sich von seinem bisherigen Werdegang durchaus qualifiziert. Er hat sein MBA-Studium an der Columbia-



«Man kann in unserer Branche nicht wirklich von Krise sprechen»: Unternehmer Graf von Faber-Castell.

Universität abgeschlossen und beginnt im Oktober bei der Unternehmensberatung Roland Berger. Er hat somit durchaus Chancen, in meine Fussstapfen zu treten. **Die Frage der Nachfolge ergibt sich ja erst, wenn sich der Patron zurückzieht. Wie lange wollen Sie noch machen?**

Zu meinem Betriebsrat sage ich immer: Ab neunzig arbeite ich halbtags.

Hand aufs Herz: Haben Sie daran geglaubt, dass der Bleistift überleben wird?

Wenn Sie mich vor 25 Jahren gefragt hätten: «Wie sieht es mit holzgefassten Stiften aus?», dann hätten Sie eine pessimistische Antwort bekommen.

Wieso kam es anders?

Da die Weltbevölkerung weiter wächst, werden unsere Produkte vor allem für die Schule und Ausbildung von grosser Bedeutung bleiben. Ich halte es für nicht realistisch, dass man in Zukunft nur über Blackberry oder E-Mail kommuniziert. Diese Techniken werden sicher weiter zunehmen. Doch das Schreiben ist eine Notwendigkeit, und es ist durchaus wieder ein Trend in Richtung Schreibkultur festzustellen. Wenn man sich persönlich bedanken will, wird wieder vermehrt zu Papier und Feder gegriffen. Grund sind wohl diese unpersönlichen E-Mails, die man tagtäglich in Mengen bekommt.

Die E-Mail ist der natürliche Feind Ihrer Branche. Schreiben Sie selbst E-Mails?

Heutzutage ist das unabdingbar. Ich schreibe aber nicht viele, vielleicht zehn am Tag. Man muss aufpassen, dass man nicht Sklave von den E-Mails wird. Ich habe amerikanische Freunde, die ganz stolz erklären, dass sie um fünf Uhr aufstehen,



In den Fängen des Fiskus: Faber-Castell.

um dreihundert E-Mails zu beantworten. Das ist für mich ein Gräuel.

Unter Ihrer Leitung ist Faber-Castell zum multinationalen Unternehmen aufgestiegen und zum grössten Bleistifthersteller der Welt geworden. Was ist das Erfolgsrezept?

Als ich bei Faber-Castell die Nachfolge antrat, waren wir bei weitem nicht so gross wie heute. Unser Wachstum hängt unter anderem damit zusammen, dass wir in den achtziger Jahren in unsere Fertigung in Lateinamerika und Asien investiert haben und so den gesamten lateinamerikanischen Markt mit Produkten in guter Qualität zu erschwinglichen Preisen bedienen konnten.

«Ich glaube nicht, dass man in Zukunft nur über Blackberry oder E-Mail kommuniziert.»

Zudem habe ich Anfang der neunziger Jahre einen Premium-Bereich geschaffen, an den damals niemand geglaubt hat, der sich aber gut entwickelte.

Welches Lehrgeld mussten Sie bezahlen?

Da könnte ich Ihnen eine lange Liste aufzählen. Ich wollte damals, als ich das Unternehmen übernommen habe und wir noch die Nachwirkungen vom Zusammenbruch des Rechenstabgeschäfts spürten, in neue Schreibtechnologien einsteigen. Wir wollten mit den Rollerball-Schreibgeräten ein neues Marktsegment erschliessen, was aber ein Riesenflop wurde, weil wir es nicht schafften, das Produkt auf den Markt zu bringen. Oder allein die Probleme, qualifizierte und zum Unternehmen passende Führungskräfte zu finden. Ich konnte ja kaum auf eigenen Nachwuchs zurückgreifen, sondern musste Führungskräfte von aussen rekrutieren. Ich hatte mir jemanden von Procter & Gamble für eine Marketing-Position geholt, ein durchaus fähiger Mann, der allerdings nur nach Handbuch vorgehen konnte.

Deshalb übernahmen Sie von da an das Marketing selber?

Ja, seit Anfang der Neunziger. Seitdem fühle ich mich wesentlich wohler. Ich kann mich in der Früh im Spiegel ansehen und sagen, der ist verantwortlich, und ich muss mich nicht über jemanden ärgern. Ich habe eine flachere Organisation, ich delegiere mehr auf jüngere Leute, und ich spare mir eine Führungsebene. Das führt dazu, dass man eine viel direktere Kommunikation hat. Ich bin ein grosser Verfechter von flachen, unkomplizierten Organisationsformen, selbst wenn es mehr Arbeit gibt.

Und wie läuft das Geschäft heute, angesichts der grössten Weltwirtschaftskrise seit 1930?

Man kann in unserer Branche nicht wirklich von Krise sprechen, auch bei den Mitbewerbern nicht. Wir werden per Ende Juni mit

Anton Wolfgang Graf von Faber-Castell

Der 1,91 Meter grosse Deutsche erscheint zum Interview; freundlich-distanziert, diszipliniert. Dass er an einem Kundenanlass zuvor vier Stunden lang Produkte und Gesichte der Firma Faber-Castell erklärt hat, scheint man ihm kaum anzusehen. In Sekundenschnelle wechselt er von bühnenreifem Hochdeutsch ins Schweizerdeutsch. Kein Wunder, verbrachte der heute 68-Jährige doch seine Schul- und Studienzeit in der Schweiz. Nach dem Tod seines Vaters, 1978, wurde er in der achten Generation alleiniger geschäftsführender Gesellschafter und baute das Sortiment um. Die holzgefassten Blei- und Farbstifte (2,2 Milliarden pro Jahr) bilden das Fundament des ältesten Bleistiftherstellers der Welt, der unter seiner Führung mittlerweile auch der grösste ist. Das Unternehmen produziert in sechzehn Ländern der Welt und beschäftigt rund 6000 Mitarbeiter. Die Familie, mit Stammsitz in Stein bei Nürnberg und einem geschätzten Vermögen von 400 bis 500 Millionen Franken (Quelle: *Bilanz*), besitzt in der Schweiz Häuser in Küsnacht und St. Moritz. Das Unternehmen Faber-Castell erwirtschaftete 2008 einen Jahresumsatz von 427 Millionen Euro. Anton W. Graf von Faber-Castell ist in zweiter Ehe verheiratet und hat vier Kinder. (cg)

unseren Verkaufszahlen bis fünf Prozent unter dem Vorjahr liegen. Am stärksten sind wir in einigen Märkten in Europa, Osteuropa oder Spanien, betroffen. Andere, wie beispielsweise der asiatische Markt, laufen noch gut. Hervorzuheben ist, dass zum ersten Mal überhaupt der Absatz im Luxussegment rückläufig ist.

Werden Sie Mitarbeiter abbauen?

Nein, das versuchen wir zu vermeiden. Es widerspricht allen Grundsätzen der Kontinuität. Denn irgendwann brauchen Sie die Mitarbeiter wieder und bekommen sie nicht mehr.

Verglichen mit der heutigen Weltwirtschafts-

«Ich bin ein grosser Verfechter von flachen, unkomplizierten Organisationsformen.»

krise, welches waren die schwierigsten Jahre aus Ihrer Sicht?

Es waren die Jahre 1992 bis 1994. Diese Jahre waren für Deutschland Rezessionsjahre. Wir hatten erhebliche Verluste zu verkraften und mussten 150 Stellen abbauen. 1994 endeten die Gesellschaftsverträge mit meinen Geschwistern, und mehrere wollten sich da-

raufhin auszahlen lassen. Das alles zusammen war ausgesprochen schwierig. **Gerade in Ihrer Branche ist das Risiko gross, von den Chinesen überholt zu werden. Wie haben Sie es geschafft, dennoch der Grösste zu bleiben?**

Die Chinesen sind im Billigstsektor nicht zu schlagen. Mit Ausnahme von Osteuropa setzen wir deshalb auf höherwertige Produkte, vor allem in Asien/Pazifik. Allerdings hat sich etwas ereignet, was wir in diesem Tempo nicht für möglich hielten. Die Chinesen sind in der Herstellung teurer geworden, ausserdem hat sich die Produktqualität und Lieferperformance verschlechtert. Vor allem der Zwischenfall bei dem Unternehmen Mattel, welches gesundheitsgefährdendes Spielzeug verkaufte, das in China produziert wurde, hat den Stimmungswandel beschleunigt.

Danke für das Stichwort. Ich habe jahrelang auf Ihren Bleistiften herumgekaut ...

... und Sie leben immer noch.

Die Frage ist vielmehr, wie lange noch?

Das Risiko ist gleich null.

Das müssen Sie sagen.

Unsere Produkte sind völlig unbedenklich. Der für die Mine verwendete Grafit wie auch das Holz und der Wasserlacküberzug sind völlig ungefährlich und noch dazu umweltfreundlich.

Solange Sie Zulieferer aus China haben, können Sie einen GAU wie bei Mattel wohl kaum ausschliessen.

Aber nur im Bereich der Kreativprodukte. Und selbst dort haben wir gewisse chinesische Lieferanten aufgegeben und kaufen stattdessen wieder in Europa zu. Das führt zu erheblichen Mehrkosten. Uns machen ganz andere Dinge Kopfzerbrechen.

Die wären?

Imitate aus China. Unsere Produkte werden leider immer wieder in grauenhaft schlechter Qualität nachgemacht. Dadurch entgeht uns nicht nur das Geschäft, sondern wir bekommen auch noch Reklamationen für Produkte, die wir gar nicht hergestellt haben.

Was tun Sie dagegen?

Wir arbeiten mit Schwan-Stabilo und Staedtler zusammen, schalten gemeinsam Anwälte ein, die Gott sei Dank immer erfolgreicher gegen Fälscher vorgehen.

Ihre Produkte sind also ungefährlich. Dennoch scheint die Herstellung von Stiften mit Holz aus dem brasilianischen Regenwald nicht sonderlich umweltfreundlich.

Faber-Castell ist weltweit das erste und einzige Unternehmen in seiner Art, das Aufforstungsprojekte ins Leben gerufen hat, und das schon vor 25 Jahren. Wir unterhalten 10 000 Hektar eigene Pinienplantagen im brasilianischen Bundesstaat Minas Gerais. Durch eine Million Setzlinge jedes

Jahr entsteht eine konstante Wiederaufforstung, jede Stunde wachsen 20 Kubikmeter Holz. Das ist ausreichend, um über 80 Prozent unseres Holzbedarfs zu decken.

Sie haben zahlreiche Umweltpreise erhalten. Erlauben Sie mir dennoch die Frage: Wie viel ist bei Faber-Castell PR und wie viel wirkliches Engagement für die Umwelt?

Ich habe mich Anfang der achtziger Jahre intensiv mit dem Thema Holz beschäftigt, da die Qualität unserer Stifte aus Brasilien schlechter geworden war und zu erheblichen Reklamationen führte. Mir wurde klar, dass wir uns nach neuem und umweltgerechtem Holz umsehen mussten. Umweltgerecht deshalb, weil sich damals schon abzeichnete, dass der Einsatz von einem besonders geeigneten Bleistiftholz namens Cachetta, das in den Sumpfwäldern von Panama eingeschlagen wurde, von umweltbewussten Gruppierungen kritisiert wurde. Daraufhin experimentierten wir mit den unterschiedlichsten Holzarten, haben an verschiedenen Stellen in Brasilien Hölzer angepflanzt und kamen 1986 zum Entschluss, die tropische Pinie zu verwenden. Sie gewährleistet nicht nur eine gleichbleibende Qualität, sondern macht uns von Lieferanten unabhängig.

Als Patron haben Sie schon einige riskante Situationen umschifft. Waren Sie selbst je in einer riskanten Situation?

In jungen Jahren hatte ich als begeisterter Cresta-Fahrer bei einem Rennen meine Schulter verletzt. Ein Alt-Zuozer, der mit seiner Bavaria-Airline einen regelmäßigen Flugverkehr zwischen St. Moritz und München unterhielt, nahm mich in seinem Flugzeug nach München mit. Ich war vom bequemen Flug so beeindruckt, dass ich wenige Wochen später einen Flug von München nach St. Moritz buchte. Auf dem Weg zum Flugplatz geriet ich in einen immer

«Die Chinesen sind teurer geworden, und die Qualität der Produkte hat sich verschlechtert.»

stärkeren Schneesturm, so dass ich bei Inngoldstadt frustriert umkehrte. Daheim wurde ich von meinem jüngeren Bruder Andreas wie ein Geist begrüsst. Die Maschine war am frühen Nachmittag zwei Kilometer vor Samedan abgestürzt.

Benutzen Sie seither noch Flugzeuge?

Ja natürlich.

Woran glauben Sie denn? Wiedergeburt ist stark im Trend.

Ich würde gerne daran glauben. Aber die Frage ist, als was wird man wiedergeboren, als Regenwurm oder Ameise?

Was wäre Ihnen denn am liebsten?

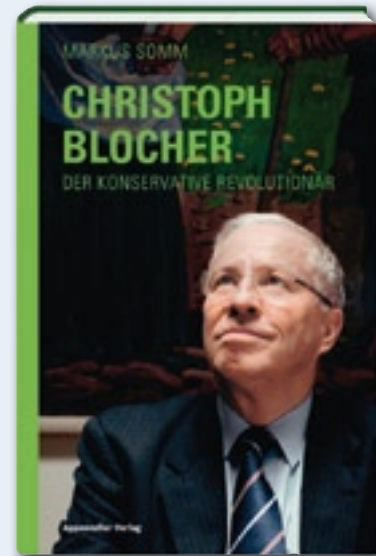
Am liebsten als Mensch. Sicherheitshalber in der Schweiz oder in Deutschland. ○



Platin-Club

Weltwoche-Spezialangebot

Wir empfehlen die neue Blocher-Biografie des Weltwoche-Autors Markus Somm. Als Weltwoche-Abonnent/-in profitieren Sie von 20% Rabatt.



Christoph Blocher hat die schweizerische Politik der vergangenen Jahrzehnte bestimmt. Keiner hat so viele Gegner gegen sich aufgebracht, keiner so viele Anhänger gewonnen, keiner ist so mächtig geworden. Blocher, der als Bundesrat abgewählt worden ist, beschäftigt das Land noch immer. Woran liegt das?

Diese autorisierte Biografie von Christoph Blocher ist mehr als eine Biografie. Sie erzählt die Geschichte eines mittellosen Pfarrerssohns, der zum mächtigsten Politiker des Landes aufstieg. Und sie schildert die Geschichte eines Landes, das sich jahrzehntelang für einen Sonderfall hielt, bis ihm diese Gewissheit plötzlich abhanden kam. Christoph Blocher war einer der wenigen, die widersprachen. Er tut es immer noch.

Weltwoche-Spezialangebot

Als Weltwoche-Abonnent/-in profitieren Sie von mehr als 20% Ermässigung auf den Verkaufspreis: Sie bezahlen Fr. 38.– statt Fr. 48.– (inkl. Porto und Verpackung).

Bestellungen und weitere Angebote auf www.weltwoche.ch/platinclub



Furchteinflößend: Schauspieler Leonardo DiCaprio.



Entrückt: Schauspielerin Kate Winslet.



Unerschütterlich: Seine Heiligkeit der Dalai Lama.



Überspannt: Sängerin Debbie Harry.

Schizoide Sahne

Von Daniele Muscionico

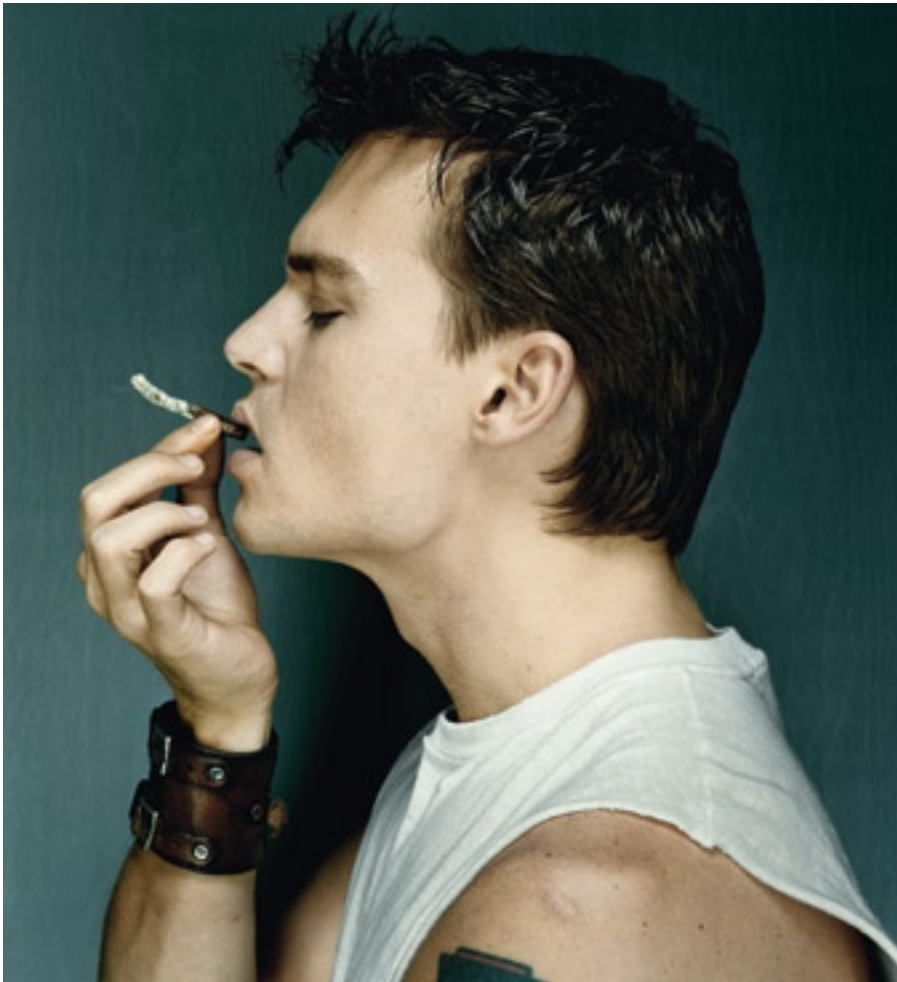
Wer will diese Menschen zu Tee und Kuchen bitten? Niemand, der nachts gut schlafen möchte: auf keinen Fall. Wer ihnen die Tür öffnet, wird den Wahn ins Zimmer bitten, die Überspanntheit, die Hysterie, den Irrsinn hinter der Stirn.

Die Dame unten rechts wird in Panik ausbrechen beim Anblick von Schlagsahne. Die Dame neben ihr fackelt mit ihrem falschen Lachen die Tischdecke ab. Und hüte man sich vor dem jungen Mann mit dem Charles-Manson-Blick, er wird den Medikamentenschrank plündern und das Rasierwasser austrinken, während er sich auf der Toilette einschliesst.

Einzig der ältere Herr scheint unerschütterlich. Vielleicht würde er ja helfen, den Schlamm wieder aufzuräumen, bevor sich die anderen gegenseitig die Küchenmesser zwischen die Rippen stossen. Er hat einen gelassenen Blick und ein Zuckerschnütchen, das vermuten lässt, dass er es gewohnt ist, unter Wahnsinnigen zu leben; dass er den Irrsinn in einer Form kennt, die auch überreizte Stars nicht überbieten können...

Dan Winters heisst der kalifornische Fotograf, der Celebrities so porträtiert, wie sich selbst Joe Average nicht im Spiegel begegnen möchte. Denn Hauptdarstellerin ist immer das Licht: der Stoff, aus dem Hollywood gemacht ist und seine Stars, die Droge der Leinwandgötter und Zelluloidheiligen. Doch Winters inszeniert für sie keine Lichtkathedralen und spielt nicht auf der Lichtorgel. Sein Licht sitzt in der ersten Reihe, die Menschen in der zweiten. Mit Licht baut er Räume, in denen harte Schatten den Künstlern die Grenzen ihrer Lichtgestalt zeigen. Winters' Lichtgemälde kommen aus der Kälte und bleiben auf Distanz, die einer zu seinem Gegenstand einnimmt, der unberechenbar ist. Und stets ist die Marotte das Requisit, das auf keinem Bild fehlen darf.

Und doch bekommt er sie alle vor seine Grossbildkamera: Leonardo DiCaprio, Kate Winslet, Johnny Depp; Seine Heiligkeit der Dalai Lama, Debbie Harry und Angelina Jolie. Winters ist bekannt für seine Handschrift und berüchtigt für seinen mitleidlosen Blick auf unsere Ikonen. Nachdem er 25 Jahre für alle stilbildenden und imageprägenden Magazine Amerikas gearbeitet hat, versammelt Aperture das Œuvre in einer ersten Monografie. Gestaltet hat sie der schonungslose Scott Daditch, Creative Director des *Wired*-Magazins. Wer sich bereits vor diesem Bilderbogen gruselt, der lasse die Finger von «Periodical Photographs». Dort enden die schlechten Träume erst nach 156 Seiten.



Unberechenbar: Schauspieler Johnny Depp.



Hysterisch: Schauspielerin Angelina Jolie.

Waghalsiges Bremsmanöver

Das in letzter Minute abgeblasene Comeback des «King of Cockpit» weckt frische Erinnerungen.



«Nach jedem Training ging er zum Arzt»: Ex-Rennfahrer Schumacher.

Michael Schumacher — Nun also doch nicht. Schumi bläst sein auf allen Medienkanälen der Welt herumposauntes Comeback im Grand-Prix-Zirkus ab. Aus gesundheitlichen Gründen will der Ferrari-Pilot am 23. August nun doch nicht anstelle seines verunglückten Teamkollegen und Freundes Felipe Massa in Valencia antreten. Die Kopf- und Halsverletzungen vom privaten Motorradunfall im letzten Februar scheinen gravierender zu sein, als vermutet – sonst wäre ihm die Aussichtslosigkeit seines Vorhabens wohl etwas früher klar geworden. Überhaupt erinnert das Ganze fatal an ein anderes Drama: dasjenige von Michael Jackson. Auch hier begann alles mit

der pompösen Ankündigung einer grandiosen Wiederauferstehung. Auch beim «King of Cockpit» kamen Zweifel, als man ihn etwas aufgedunsen im Fitnessraum schwitzen sah. «Nach jedem Training ging er zum Arzt», hiess es aus seinem engsten Umfeld, was seine Fans nicht wirklich beruhigte. Im Gegensatz zu Jacko hat der vierzigjährige Kerpener gerade rechtzeitig die Notbremse gezogen. Für den ultimativen Abgang, mit dem er standesgemäss in die Geschichte eingehen kann, bleiben dem erfolgreichsten Piloten der Formel-1-Geschichte also noch ein paar Jahre Zeit. Möge er sie in seiner Villa in Gland am Genfersee geniessen. (rs)

Oxana Kuhn – Da hat jemand einen Nerv getroffen. Seit René Kuhn, Grossrat und Präsident der SVP Stadt Luzern, auf seiner privaten Homepage die gepflegte Weiblichkeit osteuropäischer Frauen pries – und vor allem: seit er diese Eigenschaft den Schweizerinnen absprach, ist die Hölle los. Der Kantonalpräsident der SVP, Josef Kunz, stellte den Antrag, Kuhn aus der Partei auszuschliessen. Bei Redaktionsschluss dieser Ausgabe führten die Beiträge zum Thema auf www.tages-anzeiger.ch die Hitparade der meistgelesenen Artikel an. Kuhn sah sich gezwungen, seine Internetseite leerräumen und darauf eine «persönliche Mitteilung» zu veröffentlichen. «Telefonische Anfragen kann ich zurzeit nicht beantworten», hiess es. Mit uns sprach der gesuchte Mann dennoch. Am Dienstag, bis Redaktionsschluss dieser Ausgabe, erhielt er 600 E-Mails, seine Homepage wurde an einem einzigen Tag über 1000 Mal besucht. An einem normalen Tag seien es vier bis fünf Besuche. Positive und negative Reaktionen hielten sich etwa die Waage, aber die zustimmenden Zuschriften stammten mehrheitlich von Frauen. Damit gerät Parteichef Kunz, der die Äusserungen seines Kollegen für «frauenfeindlich» hält, in einen Argumentationsnotstand. Ironischer noch: Kuhns Urteile sind nicht auf seinem eigenen Mist gewachsen, sie wurden inspiriert von seiner Frau Oxana, einer chicen Blondine aus der südrus-



Gepflegte Weiblichkeit: Politiker-Gattin Kuhn.

sischen Stadt Krasnodar. Als das Ehepaar, auf dem Rückweg von einer Russlandreise, im Bahnhof Luzern einfuhr, sagte Oxana zu ihrem René: «Ab jetzt siehst du keine mehr mit schönen Schuhen. Es ist wie ein Kulturschock.» Der Gatte nahm es sich zu Herzen – und setzte sich an den Computer. (gut)

Anna Paquin — Was in der Literatur der Buchumschlag und im Weinhandel die Etikette, das ist im Filmbereich die Titelsequenz. Jene der TV-Serie «True Blood» macht diesbezüglich ganz schön viele Versprechungen. Eingehalten werden sie allesamt. Südstaaten-Feeling? Volltreffer. Exorzismen? Volltreffer. Religiöser Fanatismus? Volltreffer. Laszive Frauenkörper zum Anbeissen? Volltreffer. Gallonenweise Blut? Volltreffer. Die Titelhymne dazu stammt übrigens von Country-Sänger



Zum Anbeissen: Schauspielerin Paquin

Jace Everett. «I wanna do bad things to you», heisst es darin. Eine Textzeile, die sitzt wie ein Eckzahn in der Schlagader. Das vom US-Sender HBO produzierte Drama thematisiert das Leben von Sookie Stackhouse, einer Gedankenlesenden Kellnerin in Louisiana, und ihre Beziehung zu Vampir Bill. Die Serie setzt auf Realismus statt Fantasy und hält sich von Happy-End-Plots fern wie ein Blutsauger vom Sonnenlicht. Hauptdarstellerin Anna Paquin wurde bereits mit einem Golden Globe ausgezeichnet. Dass ihr die Liebesszenen so leichtfallen, hat jedoch einen triefenden, sorry, einen triftigen Grund: Paquin ist nämlich auch privat mit Co-Star Stephen Moyer liiert. Bislang mussten sich Schweizer Fans die Serie auf kostenpflichtigem oder bestenfalls semi-legalem Weg übers Internet beschaffen. Oder via Teleclub den deutschen Sender 13th Street (Eigenwerbung: «Ihr Sender für Thriller, Horror & Crime») einschalten. Doch nun hat auch das öffentlich-rechtliche Schweizer Fernsehen Blut geleckt. Ab September soll die erste Folge von «True Blood» – samt Zweikanalton – auf SF 2 ausgestrahlt werden. Endlich wieder einmal ein Service public, der den Billag-Blutzoll rechtfertigt. (os)



Meine Piazza

Unser Kolumnist trifft Leute, die sich recht wichtig nehmen (etwa wie er sich). Und zu Hause nimmt er eine Behauptung zurück. Von Mark van Huissing

Vergangene Woche war ich in Locarno, das 62. «Festival del film» findet statt (noch bis am kommenden Samstag). Ich fuhr am Freitag hin, Samstag retour (man hat schliesslich nicht ewig Zeit). MvH ist vermutlich der letzte Schweizer, der gerne Auto, das heisst Maserati, fährt, habe ich manchmal den Eindruck (oder der letzte wenigstens, der es sagt, *on the record*). Aber an einem Wochenende im August nehme sogar ich die Eisenbahn. Für nur 104 Franken (Zürich HB–Locarno–Lugano–Zürich HB; MvH hat ein sogenanntes Halbtax-Abo) wird man gut befördert von den SBB. Bloss in der S-Bahn Bellinzona–Locarno war die 1. Klasse ein wenig klein, man musste stehen. (Doch es ist unterhaltend, gelegentlich zu sehen, wie die andere Hälfte unterwegs ist, nicht wahr?)

Bis vor kurzem hatte ich noch nie etwas gehört von der «Gruppe Autoren, Regisseure, Produzenten GARP» bzw. deren «Diner politique». Aber macht nichts, ich mag Kleinkunst (und Einladungen sowieso). Ich meinte, die «Terrazza Martini» sei stark geschützt gegen unerlaubten Zutritt – mehr als zwanzig National- und Ständeräte nahmen an dem Anlass teil, immerhin. Doch man konnte einfach auf den Rasen resp. in das Zelt gehen, ohne Überwachung, Prüfung oder so. Ich kam zusammen mit Filippo Leutenegger, mit dem ich bekannt bin, an (er hatte den Weg zu dem Veranstaltungsort gefunden, ich werde ihm wahrscheinlich meine Stimme geben). Er musste ebenfalls keinen Ausweis, keine Einladung zeigen.

Was die Autoren, Regisseure, Produzenten von den Politikern wollten, hätte man in vier

Worten sagen können: «Show us the money» (sie brauchten mehr). MvH glaubt nicht an Kulturförderung des Staates, nebenbei. Würde er nicht einmal, falls es etwas für Kolumnisten gäbe (an nicht öffentliche Kunstfreunde und ihr Geld dagegen glaubt er). An meinem Tisch sass Roger Schawinski, mit dem ich mich noch immer vertrage, obwohl er unsere Zusammenarbeit bei Radio 1 vergangenen Monat nicht verlängerte. Er brachte Felix Gutzwiller dazu, zu sagen, er wolle im Grunde Bundesrat werden in zwei Jahren. Ich fände es in Ordnung (nicht nur, weil Gutzwiller MvH-Leser ist. Auch weil ich dann erzählen könnte, dass er... Hier würden Sie es zuerst lesen).

Nachdem mich zwei Mitarbeiter der SF-1-Sendung «Box Office» aufgenommen hatten – es ging darum, dass ich einen Film nacherzählte in einer Minute; ich wählte «Saturday Night Fever», *parce que ça me rappelle ma jeunesse* –, begegneten mir Viktor Giacobbo und Sabina Schneebeli. Frau Sch., die ich bisher nur im Kino gesehen hatte («Das Geheimnis von Murk»), hat Voraussetzungen, ein Star zu sein, in meinen Augen. Sie ist gutaussehend, ein wenig wie Jennifer Aniston. Und sie versuchte nicht einmal zu verstecken, dass ich sie nicht interessiere, als Viktor uns bekanntmachen wollte. So geht das als Künstlerin oder Schauspielerin, wenn man auf sich hält, und das meine ich genau so. (Ob sie und Viktor ein Paar sind, konnte niemand Unabhängiges sagen.) Danach gingen die, die ein Billett hatten, auf die Piazza Grande («My Sister's Keeper», mit Cameron Diaz, Beginn des Films: 21.30 Uhr). Ich hatte einen recht guten Platz (hinter Sunnyi Melles, vor Oswald Grübel). Um 21.31 fielen Tropfen (auch in Ordnung – der Direktor des Festivals hatte gesagt, sogar bei Regen gebe es tausend Zuschauer). Um 21.33 begann das, was man «Starkregen» nennt (fünf Millimeter oder mehr in fünf Minuten). «Hat die EU dafür einen *contingency plan*?», fragte ich Michael Reiterer neben mir (Botschafter der Europäischen Kommission für die Schweiz. Seine Antwort: «Klar, aber da lassen wir die Schweiz nicht rein»). Um 21.35 sah ich niemanden mehr auf der Piazza (tausend Zuschauer, *my a...*).

Jetzt noch vierzehn Zeilen für eine Verbesserung: «Das Lokal erinnert an eine Cafeteria im 5. Stock des Bally-Hauses (was es im Grunde ist)», habe ich geschrieben Ende 2008 über das «Saint Germain» in Zürich. Und «ich wünsche Carl Hirschmann, dass es seinen Nachtclub noch gibt in einem Jahr». Vergangenen Samstag war Re-Opening Party, nachdem zuvor die Inneneinrichtung erneuert worden war. *Well done Carl* – nun handelt es sich um einen Nachtclub, nicht länger um eine Cafeteria (der Betrieb des Restaurants wurde aufgegeben). Ich bin mir ziemlich sicher, dass es das «Saint Germain» noch geben wird in einem Jahr.

Bilder von der Saint Germain Re-Opening Party auf www.weltwoche.ch/mvh

«Ein wahrer Gentleman verrät sich nicht»

Der aus Sri Lanka stammende Hemdenhersteller Ignatious Joseph über Hosenträger, Manschettenknöpfe, Vatermörder, Dandys und wirkliche Gentleman.



«Mit Karos und Streifen ist man auf der sicheren Seite»: Herrenausstatter Joseph.

Herr Joseph, schauen Sie bei einem Mann zuerst aufs Hemd?

Nein, auf die Schuhe.

Wie viele Hemden verkaufen Sie im Jahr?

Etwas mehr als 15 000 Stück.

Was sagen Sie zu den Hemden, die Lagerfeld trägt?

Ich habe nicht das Recht zu beurteilen, was falsch oder richtig ist. Karl Lagerfeld ist ein Individualist und kann seine Hemden so tragen, wie es ihm gefällt.

Wie muss ein Hochzeithemd aussehen?

So wie ein klassisches Smokinghemd: schlicht, chic, clean. Meistens tragen die Männer zur Hochzeit einen schwarzen Anzug. Er muss gut geschnitten sein. Das Hemd mit dem sogenannten Vatermörderkragen ist etwas altbacken. Ein schönes Smokinghemd mit Manschetten und normalem Kragen, am besten kombiniert mit einer Fliege, ist perfekt.

Wie viele Waschgänge übersteht ein Qualitätshemd?

Die Urgrossmutter wusch noch mit Waschbrett und Gallseife. Heute hat sich die Chemie weiterentwickelt. Dennoch entsteht – auch bei teuren weissen Hemden – durch den Hautkontakt oftmals ein brauner Rand am Kragen, ein Fauxpas. Ein gut gewaschenes Hemd hält mindestens ein Jahr. Am besten ist ein reines Baumwollhemd, gerade an feuchten, heissen Tagen.

Soll man einfache oder Doppelmanschetten tragen?

Von den dreissiger bis zu den sechziger Jahren regierten Doppelmanschetten. Es ist noch immer eine gewisse Hierarchie festzustellen. Doppelmanschetten gelten als distinguierter.

Sind auf Manschetten gestickte Initialen stutzerhaft?

Damit zeigt man, wer man ist. Ein wahrer

Gentleman verrät seine Identität nicht, er sollte meilenweit zu erkennen sein.

Woher stammen Ihre Manschettenknöpfe?

Wie für Uhren habe ich auch für Manschettenknöpfe, und zwar für alte Manschettenknöpfe, ein Faible. In Südostasien oder Südamerika, also in Ländern, in denen die ehemaligen Kolonialherren waren, finden Sie auf Flohmärkten noch immer Raritäten.

Was halten Sie von Hosenträgern?

Das war einmal guter Stil. Es hängt davon ab, von welchem Kontinent wir sprechen. Englischsprachige Länder pflegen diese Kultur noch, in Londons Herren- oder Cricketklubs. Italiener und Deutsche tragen sie kaum.

Ist ein Seidenhemd für den Mann erlaubt oder *over the top*?

Es kann sehr elegant aussehen, es kommt auf den Anlass an. Wenn Sie Brötchen kaufen im Seidenhemd, wirken Sie natürlich wie ein Zirkustier.

Welche Muster verträgt ein Herrenhemd?

Die Gesellschaft definiert sich heute sehr stark durch den Beruf: Was machst du, was trägst du? Für einen Banker ist ein geblümtes Hemd tabu. Entweder weiss oder blau. Sogar beim rosafarbenen hat es in den mitteleuropäischen Ländern lange bis zur Akzeptanz gedauert. In England und Amerika hat es sich nicht durchgesetzt. Dem Geschäftsmann empfehle ich ein weisses Hemd. Mit Karos und Streifen ist man auf der sicheren Seite, aber bitte nicht übertreiben.

Wie wichtig ist das Unterhemd?

Sehr wichtig! Viele vergessen das. Ein Unterhemd sollte einen V- oder Rundausschnitt haben und ärmellos sein, wie ein *muscle shirt*. Keinesfalls ein T-Shirt!

Welcher Filmstar trug Hemden am besten?

Meiner Meinung nach Cary Grant.

Was verstehen Sie unter einem Dandy?

Es gibt keinen grossen Unterschied zwischen Gentleman und Dandy. Der Dandy geht ein bisschen weiter, er repräsentiert mehr Individualität. Wenn einer einen Spazierstock benutzt, Hut trägt, einen Regenschirm oder einen langen Mantel, ist er noch kein Dandy. Das Dandytum will kultiviert werden, und zwar von Kindheit auf.

Ignatious Joseph, 56, beliefert unter dem Markennamen «Ign. Joseph» feinste Ausstatter mit Hemden, Krawatten und Blusen. Sein Markenzeichen sind rote Massschuhe von Bálint.

Die Fragen stellte Jürg Zbinden.

Der kleine Unterschied

Von Jürg Zbinden

Legendäre Dandys waren Lord Byron, Oscar Wilde, Fürst Hermann von Pückler-Muskau oder Beau Brummell. Dandys neuerer Ausprägung nennen sich The Dandy Warhols oder heissen Tom Wolfe. Die Grenzen zum Exzentriker waren und sind fließend. Der Gentleman gibt sich zurückhaltender – oder wie ihn Sir Hardy Amies in «ABC of Men's Fashion» treffend beschrieb: «Ein Mann sollte aussehen, als hätte er seine Kleidung mit Bedacht gekauft, sie sorgfältig angelegt und sogleich wieder vergessen.»

1 — Früher waren der Hut und der Gentleman unzertrennlich. Ein Herr, der auf sich hielt, ging niemals «oben ohne» aus dem Haus. Und heute? FKK auf dem Kopf! Kein anderes Accessoire ist prädestinierter für ein Comeback. Dieses Modell – es ist aus feinsten Wolle – stammt nicht vom belgischen Surrealisten René Magritte, sondern von Hermès. Sein Vorteil: Es ist weitaus preiswerter als ein Magritte: Fr. 920.–. Hermès, Bahnhofstr. 31, Zürich.

2 — Das Krawattenfoulard aus Seidentwill, ebenfalls von Hermès, schmeichelt indes eher dem Dandy. Der Gentleman greift im Zweifel doch lieber zur gewohnten Krawatte. Erhältlich in diversen Farben und zweierlei Prints zum Preis von Fr. 260.– bei Hermès, Bahnhofstr. 31, Zürich.

3 — 1966: Deutschland unterliegt England im Endspiel der Fussball-WM mit 2:4; Roman Polanskis «Tanz der Vampire» kommt ins Kino; «These Boots Are Made for Walkin'» von Nancy Sinatra stürmt die Charts. Und 1966 ist das Geburtsjahr von Edmond Roudnitskas Gentleman-Komposition «Eau Sauvage» für Dior. Der Klassiker erfrischt heute wie vor 43 Jahren. Das Eau de Toilette zu 100 ml kostet Fr. 115.–.

4 — «Ign. Joseph» ist das Label für hochwertige Hemden und Blusen, die aus bester ägyptischer Baumwolle in Italien gewoben und von europäischen Meisterschneidern verarbeitet werden. Der Kragen ist handgenäht, nicht geklebt, und die Knöpfe sind opulent. Die Preise bewegen sich zwischen Fr. 290.– und Fr. 350.–. Trois Pommes Uomo, Weggengasse 1, Zürich.

5 — Highend ist der Massschuh aus Soft Scotch Grain von Bálint – das Beste für den Fuss, gehöre er nun einem Gentleman beziehungsweise einem Dandy. Das Grundmodell kostet um die Fr. 2400.–. Béla Bálint, Talacker 35, Zürich.

1



2



3



4



5





Auto

Dienstwagen-Exzellenz

An Bord der neuen E-Klasse wird bereits die Fahrt ins Wochenende zum Wellness-Erlebnis. Von Ulf Poschardt

Die E-Klasse von Mercedes gilt als klassischer Dienstwagen. Ein Grossteil der Produktion wird von Firmen geleast, die diese Fahrzeuge an ihre Führungskräfte ausleihen. Das *executive flair* hilft beim Wiederverkauf, wenn Familienväter, die nicht notwendigerweise einen Job in der entfremdeten Welt der leitenden Angestellten haben wollen, die geräumigen E-Klasse-Wagen erwerben.

Die neue E-Klasse, die ich testen durfte, hat sich für das im Berufsleben mitunter geschwächte Rückgrat der Führungskräfte eine wunderbare Apparatur ausgedacht: vielfältig

verstellbare Massagesessel, die alle Mühen des Arbeitstages hinwegkneten.

Meine Frau war hochbegeistert. Am Wochenende suchten wir uns abgelegene Ziele zum Spaziergehen, weil die Fahrt dorthin schon unter Wellness verbucht werden konnte. Auf dem Rückweg wurden wir dann sofa-reif geknetet. So beglückt der Dienstwagen auch am Feierabend.

Im Inneren kommt routinierten E-Klasse-Fahrern einiges vertraut, anderes wohltuend neu vor. Äusserlich wirkt die neue E-Klasse etwas asiatischer als der ziemlich italienische Vorgänger, den Armani am Genfersee skizziert haben könnte. Die neue E-Klasse, so werteten meine Freunde, neige zum «Lexus-artigen». Obwohl ich anfänglich mit dem teutonisch-eckigen Look des neuen Chef-Designers Gordon Wagener haderte, erscheint sie mir mit den richtigen Felgen durchaus in der Lage, knackig ums Eck zu rollen. Leider hatte mein Testwagen die Elegance-Ausstattung, und deren Felgen wirken eher, nun ja, bürgerlich.

Der Diesel-Motor war ausserordentlich sparsam. Nur schwer treibt man den Verbrauch

über acht Liter auf hundert Kilometer. Die in Reihe formierten vier Zylinder produzieren bei lediglich etwas mehr als zwei Liter Hubraum beeindruckende 204 PS. Die Höchstgeschwindigkeit beträgt 242 Stundenkilometer. Vor gut zwanzig Jahren waren diese Werte zu meist Porsche vorbehalten. Das Drehmoment greift brachial und schlägt mit 500 Newtonmetern zu Buche, die schon bei 1600 Umdrehungen anliegen. Strassenlage, Verarbeitung, Geräuschkulisse, Lenkpräzision, Ergonomie, Übersichtlichkeit – alles in fast erschreckender Art exzellent.

Obwohl die Limousine jetzt fünf Zentimeter länger ist und im Fond die Passagiere spürbar mehr Platz haben, werden insbesondere Familienväter bis November warten. Dann rollt der Kombi, das T-Modell, zu den Händlern. Wie sicher die E-Klasse ist, muss fast nicht mehr erwähnt werden. Es gibt kaum ein elektronisches Sicherheitssystem, das in diesem Fahrzeug nicht eingebaut ist. Um auch die Mitwelt zu schützen, besitzt die E-Klasse eine Motorhaube, die aufspringt, falls es eine Kollision mit einem Fussgänger geben sollte. Dieser würde dadurch abgefedert. Welcher Luxus-Schlitten ist so gutmütig, dass er nicht nur seine Insassen, sondern auch seine potenziellen Opfer derart selbstlos retten will?

Ulf Poschardt ist stellvertretender Chefredaktor der Welt am Sonntag in Berlin.

Mercedes E 250 CDI Blue Efficiency

Leistung: 204 PS, Hubraum: 2143 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 242 km/h
Preis: ab 67 900 Franken



Sie und er

Neue Digitalkameras von Panasonic sorgen für Entspannung in Paarbeziehungen. Ein Testrundgang in Lissabon. *Von David Schnapp*

Nur keine Missverständnisse: Selbstverständlich gibt es Frauen, die mit komplexen Profikameras gekonnt umgehen und die kiloschwere Ausrüstung selber schleppen. Sie sind aber die Ausnahme. Möglicherweise werden sich Gleichstellungsbüros einmal dafür einsetzen, dass Frauen nicht grossmehrheitlich einfach zu bedienende, chic aussehende Kompaktdigitalkameras benutzen, sondern solche mit vielen Knöpfen und Funktionen.

Panasonic bringt jetzt Kompaktkameras auf den Markt, die sich perfekt dafür eignen, Paarbeziehungen in der Digitalfotografiefrage zu entspannen. Sie ärgert sich darüber, dass er die gemeinsame Digicam monopolisiert und will auch mal ein paar Bilder machen. Er möchte eigentlich lieber eine «richtige» Kamera, nicht so ein kleines, modisches Handtäschchen-Ding – man braucht also zwei Kameras.

Die neue Panasonic Lumix DMC-ZX1 ist die perfekte Frauenkamera. Bei einem Rundgang in Lissabon durften wir das handliche Gerät in allen möglichen Situationen testen. Hervorzuheben ist zunächst mal die Optik mit einer Brennweite von 25 bis 200 mm. Vor allem der grosse Weitwinkelbereich ist ein grosses Plus. Überzeugend ist ausserdem der neue Verwacklungsschutz «Power OIS», der auch Bilder aus einem fahrenden Bus oder bei schlechten Lichtverhältnissen meistens scharf herausbringt. Die Kamera ist schnell bereit, nur eine Sekunde

braucht sie bis zum ersten Bild, und der Autofokus ist für diese Geräteklasse schnell. Die ZX1 verwirrt nicht mit zu vielen Funktionen. Es gibt eine überzeugende Vollautomatik, die Situationen gut erkennt und auch mit schwierigen Lichtverhältnissen zurechtkommt. Eine breite Palette von Motivprogrammen, darunter die hervorragende HDR-Funktion (High Dynamic Range), die für intensivste, nah an der Kitschgrenze vorbeischarmende Farben sorgt, ergänzt das Profil.

Eine andere Neuheit, die DMC-FZ38, ist eher eine Männerkamera. Sie hat eine gewisse Grösse, könnte aber etwas massiver und schwerer daherkommen, um ein richtiger Kerl zu sein. Überzeugend sind die manuellen Einstellmöglichkeiten und die HD-Movie-Aufnahmefunktion mit AVCHD-Lite-Kompression, die recht anständige Filme möglich macht. Auch das 27-mm-Weitwinkelobjektiv mit stolzem 18fachen optischen Zoom überzeugte.

Fazit: Die DMC-FZ38 ist eine gute Digitalkamera für ihn, die ausreichend Möglichkeiten zum Spielen bietet. Die ZX1 hingegen eignet sich besser für sie, immerhin gibt es sie auch in einem modischen Metallisé-Weiss.

Panasonic Lumix DMC-ZX1 Kompaktdigitalkamera. 12,1 Megapixel, 25–200 mm. Power OIS, Gesichtserkennung, Video. 160 g. Fr. 479.–. **DMC-FZ38**. 12,1MP, 27–486 mm, 18faches optisches Zoom. Power OIS, HD Movie (AVCHD Lite). 414 g. Fr. 599.–. www.panasonic.ch



Nie wieder Monopolisierung der Digicam: Panasonic Lumix DMC-ZX1 und DMC-FZ38.

Species rara

Von Peter Rüedi



Je weiter wir von den Ursprüngen abkommen, desto üppiger blüht der Kult des Authentischen. Je mehr die Globalisierung die Geschmäcker auf einen mittleren Nenner runterschaltet, desto heftiger wird die Sehnsucht nach dem Glück aus dem Winkel. Will sagen: Je uniformer das Weinangebot der Grossverteiler wird, desto inniger verlangt es den Kenner nach sogenannten Autochthonen. Wie Goethe die Urpflanze, sucht er die Urrebe oder wenigstens die indigene Sorte eines Landstrichs. Der Kult hat seine komische Seite, wenn die Walliser vor kurzem noch den Cornalin, als Rouge du Pays oder Alter Landroter fast ausgestorben und nun kontinuierlich wieder als Spezialität aufgepäppelt, als «cépage essentiellement valaisan» feierten. Beweist die DNA-Analyse doch unzweideutig die Herkunft aus dem Aostatal. Andererseits: Wenn's einer gut bläst, kann ihm ja ziemlich egal sein, wer das Alphorn erfunden hat. Hauptsache, dem Brimborium um die Autochthonen sind einige Weine entsprungen, die nicht nur eigenartig sind, sondern auch noch gut.

Der Cornalin von Denis Mercier kommt ohne Artenschutz-Bonus aus, er ist schlechterdings grossartig. Mercier bebaut in Sierre seit 1982 6,5 Hektaren mit allem, was im Wallis wächst, darunter auch ein kleines Segment mit Cornalin. Er gehört zu den Wiederentdeckern der kapriziösen *species rara*, und er inszeniert sowohl ihre grosse Fruchteleganz (Kirschen, etwas Veilchen) als auch die «bodenständige» Seite. Mit einem Wort: ihren Charakter. Mehr noch als sein Syrah ist dieser Cornalin ein völlig eigener Wein mit viel Substanz hinter unpräntiöser Fassade, ein Produkt der Terroirs der Rebberge von Goubing, Pradec und Corin. Daher kommt seine Energie. Wieder mal ein Wein, der entdeckt sein will und Geduld verlangt. Wer zu neugierig ist, um ein paar Jahre zuzuwarten, sollte dekantieren. Oder sich mit Merciers generösem Pinot noir 2008 die Zeit vertreiben. Der ist zum Glück nicht so rar wie der Cornalin. Von dem ein paar Flaschen zugeteilt zu erhalten, kommt einem Gnadenerweis gleich.

Denis Mercier, Sierre: Cornalin 2007. 13%. Fr. 39.–. **Pinot noir 2008**. Fr. 18.50 (denis.mercier@netplus.ch)

Bestseller

Belletristik

- 1 (4) **Alex Capus:** Der König von Olten (*Knapp*)
- 2 (1) **Donna Leon:** Das Mädchen seiner Träume (*Diogenes*)
- 3 (-) **Henning Mankell:** Daisy Sisters (*Zsolnay*)
- 4 (2) **Lars Gustafsson:** Frau Sorgedahls schöne weisse Arme (*Hanser*)
- 5 (3) **Daniel Glattauer:** Alle sieben Wellen (*Zsolnay*)
- 6 (5) **William P. Young:** Die Hütte (*Allegria*)
- 7 (7) **Michael Theurillat:** Sechseläuten (*Ullstein*)
- 8 (9) **Sarah Kuttner:** Mängelexemplar (*Fischer*)
- 9 (10) **Martin Walker:** Bruno, Chef de police (*Diogenes*)
- 10 (8) **Karin Slaughter:** Zerstört (*Blanvalet*)

Sachbücher

- 1 (4) **Duden:** Die deutsche Rechtschreibung (*F. A. Brockhaus*)
- 2 (2) **Hanspeter Künzler:** Michael Jackson – Black or White (*Hannibal*)
- 3 (1) **Eckart von Hirschhausen:** Glück kommt selten allein... (*Rowohlt*)
- 4 (3) **Dalai Lama XIV.:** Meine spirituelle Autobiographie (*Diogenes*)
- 5 (6) **Teresa Fortis:** Lockruf Saudia (*Woa*)
- 6 (8) **Rhonda Byrne:** Das Geheimnis (*Goldmann*)
- 7 (7) **Nik Hartmann:** Über Stock und Stein (*Fona*)
- 8 (5) **Mikael Krogerus, Roman Tschäppeler:** 50 Erfolgsmodelle (*Kein & Aber*)
- 9 (9) **Duden:** Die deutsche Rechtschreibung: Duden Korrektor (*F. A. Brockhaus*)
- 10 (-) **Peter Mischer:** Remember the Time – Michael Jackson (*Lingen*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Media Control

Apropos: Andersch

Selten ist ein Buch über Literatur so aufschlussreich und schön bebildert. «Sansibar ist überall. Alfred Andersch. Seine Welt – in Texten, Bildern, Dokumenten» (Edition Text und Kritik, herausgegeben von Anderschs Tochter Annette Korolnik und deren kürzlich verstorbenem Ehemann) zeigt teils überraschende Facetten aus dem Leben und Schaffen des deutschen Schriftstellers, der sich in Berzona TI niederliess und zum Schweizer wurde. Eine Entdeckung ist Andersch als Fotograf. Die in erregten Feuilletondebatten diskutierte Frage, wie sich Andersch im Dritten Reich verhalten hat, wird anhand der neusten Fakten nüchtern dargestellt. Hans Magnus Enzensberger, von Andersch einst gefördert, schreibt dazu: «Andersch hat nie für sich in Anspruch genommen, ein Held zu sein. Er hat sich unsichtbar gemacht und hat schweigend auf den Augenblick der Befreiung gewartet.» (*gut*)

Literatur

Gemischte Gefühle

Der neue Roman des Winterthurers Peter Stamm handelt von einer merkwürdigen Dreiecksgeschichte und wird bereits als literarisches Ereignis gefeiert. Zu Recht? Von Philipp Gut

Nach dem Gespräch begleitet Peter Stamm den Besucher bis zum Briefkasten. Dieser steht einige Schritte entfernt von seiner Winterthurer Wohnung an einer vollkommen ruhigen Strasse. Bereits am frühen Morgen hat er dort Zeitungen geholt, die seinen neuen Roman überschwänglich und teils blumig loben. Wir wechseln ein paar letzte Sätze über die Kritik, ihre Aufgabe, ihre Tücken. «Literaturkritik muss gerecht sein», sagt Stamm zum Abschied. «Gute Heimfahrt!»

Beim Frühstück konnte der Autor lesen, «Sieben Jahre» sei «nicht nur vom Umfang her das Grösste», was er bisher zustande gebracht habe (*Tages-Anzeiger*), ähnlich positiv war das Urteil in der FAZ. Was andere in euphorische Zustände versetzt hätte, lässt ihn kalt, zumindest äusserlich. «Ich bin ein hundertprozentiger Schweizer», hat er im Gespräch gesagt, im Schneidersitz auf einem Kubus, mit weissem Hemd, beiger Hose und barfuss – ein helvetisch-bodenständiger Buddha der Literatur. «Wir zeigen unsere Emotionen nicht so stark, bei uns ist alles abgefedert. Wir verwenden gern Diminutive, schreien einander nicht an, sind höflich.» Trotzdem gebe es «unter dieser Höflichkeit starke Gefühle».

Es ist dies, im Kern, eine Beschreibung seiner Poetik: «Der Stil hat sehr viel mit der Persönlichkeit, mit dem Temperament des Autors zu tun.» Stamm, ein angenehm unaufdringlicher Gastgeber, ist kein Mann der lauten Töne und der vielen Worte, Überschwang und rhetorische Girlanden sind ihm fern. Seine Sprache, von Elke Heidenreich einst als «eiskalte Präzisionsmaschine» bezeichnet, zeugt vom Willen zur Reduktion. Sie ist knapp, scharf, genau. Die Sätze sind kurz und in gleichmäßigem Rhythmus gehalten. «Ich will nicht einfach eine spannende Geschichte erzählen», sagt er. Es gebe Leute, die das «viel besser» könnten. Es gehe ihm «mehr um die Art der Ausführung».

Ernstfall der Liebe

Der neue Roman treibt dieses Stamm-Prinzip auf die Spitze, auch darum, weil er mit seinen 300 Seiten einiges länger geraten ist als die früheren Werke. «Sieben Jahre» ist, wie stets bei Stamm, ein Beziehungsbuch. Es handelt von einer seltsamen Dreiecksgeschichte, erzählt von Alex, einem Architekten aus München. Er ist mit Sonja verheiratet, die er seit seinen Studententagen kennt. Zusammen betreiben sie ein Architekturbüro. Sonja, aus

gutem Haus stammend, ist schön, klug, ehrgeizig, aber auch etwas distanziert und gehemmt. Sie zieht alle Blicke auf sich, steht gern im Zentrum, die perfekte Vorzeigefrau, mit der man allerdings nicht richtig warm wird. Alex wird es nicht in den Jahren seiner Ehe. Und der Leser auch nicht.

Als ausdrückliches «Gegenteil» von Sonja wird Iwona in den Roman eingeführt, eine Polin, die illegal in Deutschland lebt und schuftet. Der Erzähler schildert sie als reizlos, gar hässlich, passiv und dumm – und wird dennoch von ihr auf unerklärliche Weise angezogen. Es ist im Grunde der zugespitzte Ernstfall der Liebe (oder der Lust), die sich nicht an die Regeln der Vernunft hält. Immer wieder, mit Abständen von Monaten und Jahren, sucht Alex Iwona auf. Seine Beziehung zu ihr sei wie eine «Geschichte», sagt er einmal, «eine Parallelwelt, die meinem Willen gehorchte und in die ich mich begeben konnte, wann immer ich wollte, und die ich verliess, wenn ich genug von ihr hatte».

Prosecco für das Kind der Geliebten

Denkt der Mann. Doch es kommt anders: Iwona wird schwanger, und die Geschichte steuert auf ihren schwarzen Höhepunkt zu. Da sie zusammen kein Kind bekommen können und sie die Lebensverhältnisse Iwonas für unzumutbar halten, übernehmen Alex und Sonja das Mädchen zur «Adoption». Sachlich-hart ist von der «Übergabe» die Rede; fast schon pervers mutet es an, wie die betrogene Ehefrau und Adoptivmutter und ihr Fremdgeher-Mann darauf reagieren: Sie machen «eine Flasche Prosecco auf». «Am Abend feierten wir.»

Es ist ein schönes Paradox und vielleicht auch ein Hinweis auf eine gewisse Schwäche des in den ersten Kritiken hochgelobten und über weite Strecken durch präzise Beschreibungen bestechenden Romans: Iwona, die Langweilerin, ist im Grunde die interessanteste Figur des Buchs. «Ich habe sie selber auch nicht ganz verstanden», sagt Peter Stamm. Sie habe «etwas von einer Heiligen», die für ein «unbedingtes Ziel» jedes erdenkliche Opfer bringe. Ihr Ziel, ihr Antrieb, ihr Lebensinhalt – das ist ihre Liebe zu Alex. Dafür sei sie sogar bereit, ihr Kind zu «opfern».

Man liest das nicht ohne eine Art von kaltem Schauer. Die Geschichte braucht Iwona, damit sie spannend bleibt. Fehlt sie, wie bei einem sich über fünfzig Seiten erstreckenden Aufenthalt von Alex und Sonja in Marseille, ver-



Helvetisch-bodenständiger Buddha der Literatur: Peter Stamm.

liert die Handlung an Sog, ergeben sich einige Längen.

Das fällt besonders auf, wenn man «Sieben Jahre» mit Stamms früheren Werken vergleicht, allesamt Meisterwerke der Knappheit. Ich habe übers Wochenende noch einmal «Agnes» gelesen, Stamms Debüt von 1998, das einschlug wie eine Bombe. Da tauchte aus dem Nichts ein neuer Autor auf, und das Verblüffende daran war, dass er vollkommen fertig war. Alles, was Peter Stamm ausmacht und was ihn, den 46-Jährigen, mittlerweile zum führenden Schweizer Autor der jüngeren bis mittleren Generation avancieren liess, ist in «Agnes»

schon enthalten. Der erste Roman, überzeugend in seiner Kompaktheit, seiner Wucht, seinem Geheimnis, ist Massstab für alles Spätere. Stamm in der Essenz.

«Agnes ist tot. Eine Geschichte hat sie getötet», das waren die unvergesslichen Anfangssätze des Erstlings. Wie «Sieben Jahre» beginnt, muss man nachblättern, schon nach ein paar Tagen. «Sonja stand in der Mitte des hellerleuchtenden Raums, im Zentrum wie immer. Sie hielt den Kopf etwas gesenkt und die Arme nah am Körper, ihr Mund lächelte, aber ihre Augen waren zusammengekniffen, als blende sie das Licht oder als habe sie Schmerzen.»

Von Beginn an vorhanden waren in «Agnes» auch die Themen des Peter Stamm: die Liebe, das Glück, die Freiheit, die Angst. Typisch Stamm ist die Verbindung dieser Gefühle, sie treten bei ihm nicht isoliert, nicht absolut auf. Bei Lesungen, erzählt er, werde er manchmal gefragt: «Was ist Liebe?» Seine Antwort laute jeweils etwa so: «Jede Liebe ist anders. Es gibt immer wieder andere Bestandteile.»

Diese Einsicht ist auch sprachlich zu fassen. Agnes ist «zugleich ängstlich und wütend», Alex findet bei Iwona eine «Mischung aus Geborgenheit und Freiheit» – eine Formulierung, wie sie Stamm häufig verwendet. Gefühle bestünden eben oft aus solchen «Mischungen», erklärt er: «Was man nicht beschreiben kann, kann man nur einkreisen.»

Ästhetisches Sicherheitsnetz

Den Punkt der höchsten Intensität erreichen seine Texte und Figuren dort, wo sich Freiheit und Angst mischen (philosophisch inspiriert von Kierkegaard und literarisch von James Joyce, wie er beiläufig anmerkt). In jenen Momenten, «wo man die Welt plötzlich anders» sehe, wo sich neue Möglichkeiten auftun, wo man «aber gleichzeitig auch Angst hat, weil man herausgeworfen wird aus dem Alltag».

Peter Stamm kann solche offenen Augenblicke einer Biografie vermitteln wie wenige sonst. Dann fühlt man als Leser mit den Figuren, dann verspürt man dasselbe gemischte Gefühl im Bauch. Auch im neuen Roman kommt das vor, keine Frage. «Sieben Jahre» ist ein gekanntes Buch. Es ist der Spitzentitel des renommierten Verlags S. Fischer, eine Aufmerksamkeit, die Schweizer Autoren selten zuteil wird.

Stupend ist Stamms Fähigkeit, mit absolut ruhiger Hand und kühlem Kopf menschliche Empfindungen zu sezieren. Und doch bleiben, bei aller Bewunderung, gewisse Vorbehalte. Man liest die Geschichte, aber statt ganz in sie einzutauchen, fällt einem immer wieder das Bemühen des Autors um künstlerische Perfektion auf. Sagt jemand einen pathetischen Satz, wird er im nächsten sofort ironisiert. Das sich anbahnende bittere Ende wird abgefedert. Jeder Kitschverdacht wird im Keim erstickt. Alles wirkt unglaublich abgeklärt und kontrolliert. Man hat das Gefühl, als schreibe da einer mit einem ästhetischen Sicherheitsnetz – auf Kosten der existenziellen Wucht und der zwingenden Handlung, die «Agnes» so überzeugend machten. Der Erstlingsroman ging ein grösseres Risiko ein, und er gewann.

Das sind, zugegeben, Einwände auf hohem Niveau. Um «gerecht» zu sein, sollte man auch über Stamm hinausschauen: «Sieben Jahre» wird so oder so zu den beachtenswertesten Büchern dieses Herbstes zählen.

Peter Stamm: Sieben Jahre. S. Fischer. 298 S., Fr. 33.90

Jazz

Unter dem Vulkan

Von Peter Rüedi

Sie war die letzte der «Big Bands» des Jazz, im ursprünglichen Sinn des Begriffs: ein Orchester, bestehend aus Trompeten-, Posaunen-, Saxofonsatz und einer Rhythmusgruppe. Die Formel hatte sich mit dem Swing überlebt, die Stereotype der festen Abteilungen mit solistischen Ausflügen und Sängerin an der Front. Noch einmal kam Count Basie zurück, mit dem Knüller «E=MC². The Atomic Mr Basie», und nochmals Duke Ellington mit einem Triumph am Newport Festival 1956. Aber der schrieb schon lange für ein «Orchestra», das heisst für vermischtere Klangmalereien, als sie die alten fetzigen *call and response*-Muster erlaubten. Gil Evans, der nun den neuen Sound vorgab, leitete vollends keine «Big Band» mehr.

Da tauchte, Mitte der Sechziger, fast aus dem Nichts, eine Truppe auf, die noch einmal wissen wollte, ob der alten Formel nicht doch Neues abzurufen sei. Aus Zufall, Jux und Toleranz, sozusagen. Und mit Erfolg. Der Trompeter und Arrangeur Thad Jones sass auf einer Handvoll Arrangements, die Basie bestellt und dann als für seine Swing-Maschine zu schwierig verworfen hatte. Er beschloss, mit dem Drummer Mel Lewis einmal in der Woche aus New Yorker Studiomusikern eine Band zu versammeln, gewissermassen nach dem Prinzip der «Bremer Stadtmusikanten» («Komm mit», sagte der Esel, «etwas Besseres als den Tod findest du überall»). Das Thad Jones-Mel Lewis Orchestra trat am 7. Februar 1966 zum ersten Mal im «Village Gate» auf, für eine Gage von siebzehn Dollar pro Mann. Und es lebte, mit Unterbrüchen, bis Ende 1978. Mit ihm explodierte noch einmal das alte Konzept «Big Band», allerdings zum äussersten Raffinement getrieben. In wechselnden Besetzungen sprühte es in allen Versionen vor Spielfreude. In bis dahin unerhörter Dynamik konnte der verschworene Haufen in zwei Sekunden aus dem Nichts ins Forte-Fortissimo aufdrehen und sich in einer ins Pianissimo zurücknehmen. Nun liegen (grösstenteils erstmalig) Live-Aufnahmen aus seiner Endzeit vor: weniger prominent besetzt als in den Anfängen, aber, aus Konzerten in Polen (1976 und 1978) und Berlin (1978), von unverminderter Power und Souplesse. Atemberaubend.



Thad Jones-Mel Lewis Orchestra:
The Complete Poland
Concerts 1976 & 1978. 2 CDs.
Gambit Records 69320

Film

Hinters Licht geführt

Pedro Almodóvars «Los abrazos rotos» ist ein verwirrendes Melodrama über Liebe, Blindheit und Film. Von Wolfram Knorr



Zerrissene Umarmungen: Penélope Cruz, Lluís Homar.

Kein schlechter Scherz: Ausgerechnet der Film, das pure Augenfutter, fastet gerne – und spielt mit der Blindheit. 1920 drehte Friedrich Wilhelm Murnau das Melodram «Der Gang in die Nacht» über einen blinden Maler, einen Augenarzt und eine Variété-tänzerin, die in blinder Liebe verstrickt sind. Der visuelle Reiz mit den Handicaperten liegt in den Bildern, die den Zuschauer führen wie ein Blindenhund den Blinden. Die Suggestivkraft ist steigerbar, wenn der mit Blindheit geschlagene Liebhaber auch noch Filmregisseur ist! Spaniens Gefühlsexzentriker Pedro Almodóvar, dessen Helden schon immer mit Defekten geschlagen waren («Frauen am Rande des Nervenzusammenbruchs»), griff nach einer solchen Blinden-Personalie. In «Los abrazos rotos» («Zerrissene Umarmungen») erblindete der Filmemacher Mateo Blanco (Lluís Homar) nach einem schweren Verkehrsunfall und zog sich daraufhin als Drehbuchautor Harry Caine zurück, um die Vergangenheit zu vergessen. Doch die holt ihn ein.

Damals, bei den Dreharbeiten zu seinem Film «Frauen und Koffer», verliebte er sich in die Hauptdarstellerin Lena (Penélope Cruz). Nur war die an den alten Industriellen Ernesto Martel (José Luis Gómez) gebunden, der Mateos Film finanzierte. Für Lena liess Mateo seinen Film im Stich und floh mit ihr. Verständlich, für eine so hinreissende Penélope Cruz seinen Film zu verraten. Die Treulosigkeit wird

bestraft: Sie starb beim Autounfall, und er erblindete. Seine damalige Produktionsleiterin Judit (Blanca Portillo) betreut nun mit ihrem erwachsenen Sohn Diego (Tamar Novas) den blinden Harry Caine. Sie nämlich liebte Mateo auch, doch ihrer Liebe gegenüber war er blind.

Almodóvar spielt mit Perspektiv- und Zeitebenen, verknüpft Komödie, Suspense und Melodrama und, mit dem Industriellenfilius, der mit der Videokamera Lena und Mateo unentwegt auflauert, auch noch Dokumentarisches. «Los abrazos rotos» wird zu einem verwirrenden Handlungs- und Beziehungs-labyrinth, aus dem die Zuschauer wieder zu einem schönen Ende herauszuführen, Almodóvar (zu) lange braucht.

Dafür gibt es Verblüffendes über Blindheit im Film. So begutachtet der blinde Harry Caine eine attraktive Blondine, befragt sie nach ihrem Aussehen, ihren Massen, Haar- und Augenfarbe und ertastet schliesslich ihre Brüste. Frei von Voyeurismus wird der Zuschauer (fast) aus der Welt der Bilder in die der Sprache und des Taktiles gesogen – und hinter Licht geführt: Was wie ein Vorstellungsgespräch beginnt, ist purer Sex-Service. Der Blinde wird zum Alter Ego des Zuschauers: Was er auf der Leinwand sieht, ist immer Täuschung.

Los abrazos rotos
Regie: Pedro Almodóvar. Spanien, 2009

Die Rache der Frau am Dichter

In seinem neuen Stück, an den Salzburger Festspielen uraufgeführt, demontiert Peter Handke sich selbst. *Von Malte Herwig*

Frauen, die lesen, sind gefährlich, heisst es. Aber stimmt das überhaupt? Ist das Lesen nicht ein Echo des Schreibens, das die Männer am liebsten allein und für sich tun? Sind Frauen in Männertexten nicht immer nur Puppen an den Fäden der Meister? Gefährlich wird es erst, wenn die Frauen sich mit Worten bewaffnen, wie in Peter Handkes neuem Stück «Bis dass der Tag euch scheidet». Mit der Doppelpremiere von Becketts «Das letzte Band» und Handkes Antwort darauf sorgten Schauspielregisseur Thomas Oberender und Regisseur Jossi Wieler bei den Salzburger Festspielen für eine wohl einzigartige Konstellation im Welttheater der Geschlechter: Handke hat seinen Frauenmonolog als Echo auf Becketts Stück über den alten, abgehalfterten Schriftsteller Krapp verfasst, der im Alter von 69 Jahren und kurz vor seinem Tod Tonbänder abhört und über die verflossene Liebe zu einer «unbekannten Frau» nachsinnt. Ihr gibt Handke nun eine Stimme, und in der ungehaltenen Rede geht sie ziemlich schonungslos mit dem Schriftsteller ins Gericht, der tot ist und «hinüber, wie man nur hinüber aussehen kann» – ein Narrenkönig, ein Versager vor dem zwischenmenschlichen Glück, das sie beide einmal kurz in der Nacht in einem Boot erlebt haben.

Ein Frauenmonolog von einem männlichen Dichter, der nicht nur reizbar, sondern auch ein wortmächtiger Macho ist – kann das gutgehen?

Bei den Theatermachern habe es darüber zunächst Diskussionen gegeben, verrät Thomas Oberender am Rande der Premiere.

Nachdem der Bananen mampfende Krapp (André Jung) sein letztes Band besprochen hat, öffnet und dreht sich die Bühne und gibt den Blick auf zwei Stelen frei – die Grabmale des Ehepaars. Darauf projiziert laufen Szenen einer Ehe ab. Sie untermalen dezent die Rede der Frau (Nina Kunzendorf) an Krapp, die den zweiten Teil des Abends einnimmt. Zugleich unterlaufen sie durch klare Rollenteilung ihren Wunsch nach Gleichberechtigung: links eine Frauenhand, die ein Buch hält, rechts eine auf der Schreibmaschine tippende Männerhand.

Schon Beckett hatte 1975 mit dem Gedanken gespielt, ein Stück über die Frau im Boot zu schreiben. Er tat's dann doch nicht, und eigentlich hat auch Handke es nicht getan. Seine Frau gleicht der antiken Nymphe Echo, die immer nur das wiedergeben kann, was man zu ihr gesagt hat. Auch bei Handke erfahren wir wenig über die Frau, aber viel über den raumgreifenden Schriftsteller, dem sie Vorhaltungen macht. Noch ihre Anklage ist ein Nachhall seiner Rede und seines Schweigens. Auch ihr Protest dient dem Nachruhm des Schriftstellers, der sich immer als «Weltchampion des taghellen Spiels» gesehen hat, die Frau aber in ihrer zeichenlosen Nacht zurücklässt. Was war er für ein Typ, zu Lebzeiten? Ein finsterblickender Unglücks-

prophet, der schon als Kind um sich herum den «Tempel des Nichttendenwollenden Deutens und Bedeutens» errichtet hatte und fortan darin wie in einem Gefängnis sass. Einer, der schon im Schweigen über andere bestimmt und im Reden erst recht: «Mein Platz», klagt die Frau, «war ausschliesslich in deinen Sätzen.»

Die Geliebte sass in der Loge

Kein Zweifel, das ist Handke selbst. Auf die Idee muss man erst mal kommen, so raffiniert und selbstbewusst Kunst und Leben zu verknüpfen, dass mancher Theaterkritiker noch denkt, hier handele es sich bloss um «Rezeption» oder ähnlich Langweiliges. Denn Handke geht nicht nur mit der oberflächlichen Deutungskunst ins Gericht, sondern auch mit der eigenen Dichterexistenz. Material dazu hat er genug, sowohl in künstlerischer Hinsicht wie auch an verflossenen Lieben. Das Stück ist seiner Frau Sophie Semin gewidmet, und bei der Uraufführung sass ganz vorne in einer Loge Marie Colbin, die viele Jahre Handkes Geliebte war.

«Bis dass der Tag euch scheidet» ist eine Abrechnung des alten Dichters mit sich selbst (Handke ist zwei Jahre jünger als Krapp) und eine schonungslos-grandiose Selbstdemontage des Künstlerseins aus Sicht der Frauen. Versagensängste stehen neben der Hoffnung auf Erlösung. Das für Handke so typische Spielhafte kontrastiert mit der ebenfalls charakteristischen Schwermut und Eindringlichkeit. Es geht um nicht weniger als das Schicksal der Kunstverschriebenheit, die den Künstler vom «blühenden Leben» der Frau weg-, aber auch zum Leben hinführen kann.

Während André Jung den alten Krapp mit einer grossartigen physischen Präsenz und sparsamen Gesten erfüllt, nimmt man Nina Kunzendorfs Frau die Anklägerin nicht ganz ab. Mit ihrer nah am Plauderton plätschernden Rede und den teilweise willkürlich wirkenden Gesten entfacht sie eher ein laues Lüftchen als den Sturm, der durch beide Werke fegt.

Der Sturm: Für Becketts Krapp war Schreiben die «unzerstörbare Verknüpfung bis zu meinem letzten Atemzug von Sturm und Nacht mit dem Licht der Erkenntnis und dem Leuchfeuer». Wetterwarnung auch bei Handke: «Fortdauernder Sturm» heisst es zweimal gegen Ende des Stücks. Das Zitat, eine Regieanweisung aus Shakespeares «King Lear», hatte sich Handke bereits vor einem Vierteljahrhundert in sein Notizbuch geschrieben. «Storm Still» lautet auch der Titel seines nächstes Jahr auf die Bühne kommenden grossen Partisanenstücks.

Nein, dieser Dichter hat noch lange nicht vor, in irgendeinen Hafen einzulaufen. In einer Welt von Pfützen sucht der Gefühlsabenteurer Handke die wilde See. Wie schreibt er im Nachwort, Pascal zitierend: «Wir sind eingeschifft.»

Peter Handke: Bis dass der Tag euch scheidet oder Eine Frage des Lichts. Suhrkamp. 51 S., Fr. 28.90



Schonungslos-grandiose Lebensbeichte: Autor Handke.

Der 1. August

Bis seine Ausschaffung erfolgen kann, hat man Mike Keita ein Dorf als Wohnsitz angewiesen. Dort hat er sich an vieles zu gewöhnen. «Doppelpass», Folge 37. Von Charles Lewinsky

Wenn Mike die seltsamen Rituale, die man in diesem Land pflegte, auch nicht wirklich verstand, der 1. August unterbrach die Monotonie seiner Existenz doch auf sehr angenehme Weise. Zwar wurde das Haus, in dem er mit den beiden anderen untergebracht war, auch an diesem Tag um neun Uhr geschlossen und durfte erst abends um sieben wieder betreten werden, aber die Zeit verging schneller als sonst, weil es im Dorf einiges Ungewöhnliche zu beobachten gab. Von einer amtlichen Vorschrift zehn Stunden täglich zum Spaziergehen verpflichtet, ist man für jede Abwechslung dankbar.

Wenn man darüber nachdachte, gehörten im Grunde auch die Schliesszeiten ihrer Schlafstelle zu den lokalen Gebräuchen, die man als Aussenstehender nicht wirklich verstehen konnte. Warum gerade neun Uhr und sieben Uhr? Jeden Tag, ausser am Sonntag? Es war ja nicht so, dass das Gebäude zwischen diesen Zeiten für irgendetwas anderes gebraucht wurde. Es wäre auch nicht für vieles zu gebrauchen gewesen. Schliesslich, und das merkte man ihm an, hatte es schon seit längerem leer gestanden und sollte eigentlich bereits abgerissen sein. Aber dann war wohl eine Bewilligung nicht rechtzeitig eingetroffen – in diesem Land, so viel hatte Mike verstanden, brauchte man für alles, was man vorhatte, eine Bewilligung –, oder das Geld für einen geplanten Neubau war einfach nicht da gewesen.

So oder so: Das Haus stand leer. Und trotzdem wurde seine Tür an jedem Morgen um neun Uhr zugesperrt und erst am Abend um sieben Uhr wieder aufgeschlossen. Und zwar pünktlich. Es war schon mehr als einmal vorgekommen, dass sie alle drei schon ein paar Minuten vor der Zeit dagestanden hatten und auch Frau Abderhalden, die über den Schlüssel verfügte, bereits eingetroffen war. Sie hatten dann jeweils gemeinsam gewartet, die drei auf der einen Seite des Eingangs und Frau Abderhalden auf der andern, und erst wenn die Kirchturmuhre die volle Stunde schlug, hatte sie den Schlüssel ins Schloss gesteckt und umgedreht. Nicht etwa schon, wenn die hellere Glocke die vier Viertel anzeigte, sondern immer erst, wenn die tiefere mit ihren sieben Schlägen begann.

Wie gesagt: ein schwerverständlicher Brauch. Mike hätte nicht einmal zu sagen gewusst, ob



er für die ganze Schweiz Gültigkeit hatte, nur für diesen speziellen Kanton oder vielleicht sogar nur für das Dorf, in das man ihn geschickt hatte. Das hatte man ihm damals in der Kantonshauptstadt alles nicht gesagt. Man hatte ihm nur den Namen des Dorfes auf einen Zettel geschrieben und freundlicherweise auch noch die Abfahrtszeiten des Postautos dazu notiert. Es fuhr dreimal am Tag.

Nun ja, jedes Land hat seine Traditionen, die man als Fremder nicht nachzuvollziehen vermag. Er hätte ja auch Mühe gehabt, einem Ausländer zu erklären, was das für eine Frauenrevolte war, deren Gedenken man bei ihm zu Hause in Guinea jedes Jahr im August so feierlich beging.

Aber dass man die Türe ihres Hauses zu so exakten Zeiten auf- und zusperren musste... Besonders seltsam wurde diese Pünktlichkeit durch die Tatsache, dass die Fenster des alten Gebäudes nicht richtig schlossen und man jederzeit auf diesem Weg hinein- und wieder hinausgelangen konnte. Manchmal, zum Beispiel wenn das Wetter plötzlich umschlug und sie nicht daran gedacht hatten, ihre Regenjacken mitzunehmen, taten sie das auch. Aber immer nur ganz schnell und heimlich. Sich nicht an die Regeln zu halten, das hatte man jedem von ihnen bei der Ankunft im Dorf eingeschärft, würde, je nach der Schwere der Verfehlung, für einen oder mehrere Tage den Entzug der Verpflegungsgutscheine zur Folge haben.

Diese Gutscheine, die ihnen Frau Abderhalden an jedem Morgen in die Hand drückte, immer exakt um neun Uhr, das war auch so ein

nationaler Brauch, den man wahrscheinlich nur wirklich verstehen konnte, wenn man hier aufgewachsen war. Sie lauteten auf acht Franken am Tag, einzulösen im Konsum, dem einzigen Laden im Ort. Das Problem bestand darin, dass man immer nur einen ganzen Gutschein einlösen konnte, keinen Bruchteil davon, es sei denn, man verzichtete aufs Wechselgeld. Sie waren dadurch alle drei zu sehr guten Kopfrechnern geworden und kannten alle Kombinationen auswendig, die zusammen exakt acht Franken ergaben. Schwierig war es nur bei den Früchten, deren Preise jeden Tag wechselten. Aber Früchte konnten sie sich sowieso nur selten leisten.

Heute Samstag war der Konsum geschlossen, zu Ehren des 1. August, hatte Frau Abderhalden gesagt. Am Freitag hatte man jedem von ihnen drei Gutscheine aufs Mal in die Hand gedrückt, vierundzwanzig Franken pro Person, mit denen sie sich für das Wochenende eindecken sollten. Der plötzliche Reichtum hatte allerdings einen Nachteil: Da sie ihr Haus ja tagsüber nicht betreten durften, mussten sie ihre Einkäufe den ganzen Tag lang in einer Plastiktüte mit sich herumtragen. Und da war die Gefahr gross, dass einen die Gier übermannte, so dass man dann am Sonntag nichts mehr Essbares übrig hatte.

Nur bei U, der immer so beherrscht war, stand das nicht zu befürchten. Er hiess natürlich nicht wirklich U, das war nur der erste Teil seines schwer auszusprechenden Namens. Aber sie nannten ihn so, weil das einfacher war. U war Burmese und war früher einmal Mönch gewesen. Zumindest glaubte Mike das ver-



standen zu haben. Es ist nicht leicht, sich miteinander zu unterhalten, wenn eine gemeinsame Sprache fehlt. U redete etwas, das er selber, wie sie nach einiger Zeit herausgefunden hatten, für Englisch hielt. Er hatte es wohl heimlich gelernt, aber nur aus einem Buch, ohne je mit der gesprochenen Sprache in Kontakt gekommen zu sein. Dass sie ihn nicht verstanden, schien ihn nicht weiter zu stören und hinderte ihn auch nicht daran, immer weiter freundlich zu lächeln.

Mit U war gut auszukommen. Ihm fiel es auch am leichtesten, die langen Tage hinter sich zu bringen. Er besass die beneidenswerte Fähigkeit, sich einfach irgendwo hinzusetzen, unter einen Baum, beispielsweise, und die Zeit vergehen zu lassen.

Sie gingen oft in den Wald, nicht aus Liebe zur Natur, sondern weil sie dort niemanden störten. Im Dorf, das hatten sie bald gelernt, waren sie nicht so gern gesehen. Ein Weilchen lang hatten sie, vor allem bei Regenwetter, den kleinen Unterstand benutzt, wo man auf das Postauto warten konnte, dreimal am Tag. Aber man hatte ihnen klargemacht, dass das nicht erlaubt war. Der Unterstand, das war wohl auch ein Gesetz, musste für Postautobesitzer frei bleiben, auch wenn nirgends ein solcher Benutzer zu sehen war und der nächste Bus erst in ein paar Stunden auf dem Fahrplan stand. Das gehörte auch zu den Gebräuchen des Dorfes. Irgendeine alte religiöse Überlieferung, vermutete Mike.

Der dritte Bewohner des Hauses hiess Abdullah und stammte aus dem Irak. Was er dort erlebt hatte und wie er es in die Schweiz ge-

schaft hatte, darüber sprach er nicht. Er sagte überhaupt sehr wenig. Seine Erfahrungen hatten Narben hinterlassen, nicht an seinem Körper, sondern an ihm selber. Manchmal, wenn man ihm zu nahe kam, knurrte er wie ein Hund, und einmal hatte Mike ihn dabei beobachtet, wie er auf einer Waldlichtung ein Feuer anzündete und dann seine Hand darüberhielt, näher und länger, als ein Mensch das eigentlich aushalten konnte.

Sie schliefen im selben Raum, obwohl man das auch anders hätte regeln können, besonders jetzt im Sommer, wo man ja nicht zu heizen brauchte. Es gab da zwei altmodische Betten, die wohl früher einmal in einem Eheschlafzimmer gestanden hatten, und als Mike ankam, hatte man für ihn noch eine Klappliege dazugestellt, mit einer Matratze, die ein bisschen zu gross war. Aber es war nicht allzu unbequem, und es gab keinen Grund, sich zu beschweren.

Selbst wenn man gewusst hätte, an wen so eine Beschwerde zu richten wäre.

In der Küche gab es zwei Kochplatten, die man aber nicht gleichzeitig einschalten durfte, weil die Sicherungen dafür zu schwach waren. Bei den aktuellen Temperaturen wäre auch ein Kühlschrank nützlich gewesen, aber andererseits blieb von ihrer täglichen Ration selten so viel übrig, dass es eine sorgfältige Aufbewahrung verdient hätte.

Und vielleicht hätte ein solches Gerät ja auch den lokalen Gebräuchen widersprochen.

Am Morgen dieses 1. Augusts waren sie von einer Schiesserei geweckt worden. Aus dem Fenster hatte man Männer sehen können, die

mit Gewehren auf dem Rücken durch die Strasse gingen. Abdullah war in Panik geraten und hatte versucht, sich unter seinem Bett zu verkriechen. Aber Frau Abderhalden hatte ihnen dann erklärt, dass die Männer nicht aufeinander schossen, sondern auf Zielscheiben und dass da kein Krieg und kein Putsch im Gange war, sondern wieder nur ein alter Brauch. Dann hatte sie, präzise um neun Uhr, die Haustüre abgeschlossen und ihnen einen schönen Tag gewünscht.

An vielen Häusern hingen heute Fahnen. Mike fiel auf, dass die Schweizer Farben sehr gut zu den Geranien auf den Fensterbrettern passten. Er wusste aber nicht, ob das Zufall war oder Absicht.

Es musste ein wichtiger Feiertag für die Schweiz sein, der wichtigste vielleicht überhaupt, aber seltsamerweise waren die Leute trotzdem nicht so festlich gekleidet wie am Sonntag, wenn sie zur Kirche gingen.

Am Abend versammelte sich das ganze Dorf auf der Wiese am Berghang. Dort war ein grosser Holzstoss aufgebaut. U, sie verstanden es mehr aus seinen Gesten als aus seinen Worten, war überzeugt, dass jemand Wichtiges im Dorf gestorben sein musste und jetzt hier kremiert würde. Er war das aus seinem Land so gewohnt. Aber es wurde dann niemand verbrannt, zumindest nicht so, dass man es sehen konnte.

Der Gemeindepräsident hielt eine Ansprache, in der er sich auch ganz direkt an Mike, U und Abdullah wandte. Sie könnten glücklich sein, sagte er, dass die Schweiz eine so alte Tradition der Gastfreundschaft habe und sie deshalb in der Gemeinde so freundliche Aufnahme gefunden hätten. Alle Leute schauten zu ihnen hin, was Mike sehr unangenehm war. Aber man wandte sich bald anderen Dingen zu; es gab gebratene Würste, und die jungen Leute schossen Raketen ab. Als die erste losging, warf sich Abdullah auf den Boden und verbarg seinen Kopf in den Armen. Er musste wirklich Schlimmes durchgemacht haben.

Dann, als es dunkel war, wurde der Holzstoss angezündet. Von ferne konnte man sehen, dass auch an anderen Abhängen Feuer brannten. Mike hätte gern jemanden gefragt, welche Bedeutung das hatte, aber er störte dann doch lieber niemanden in seiner Festfreude.

Es war schliesslich seine eigene Schuld, wenn er die Schweizer Volksbräuche nicht kannte.

Folge 38 des Fortsetzungsromans in der nächsten Weltwoche

Im Internet

Alle Folgen auf www.weltwoche.ch/doppelpass

Für immer und ewig mein

Die Künstlerin Lara Russi (30) hat im Juni geheiratet: sich selbst. Der Entscheid gegen die monogame Zweierbeziehung fiel ihr nicht leicht.

Lara: Ich trug ein weisses Hochzeitskleid mit einem Schleier und cremefarbene Cowboystiefel. In der Hand hielt ich einen schwarzen Reisekoffer und einen Rosenstrauss. In diesem Aufzug holte ich meine Trauzeugen ab, und wir spazierten gemeinsam zum öffentlichen Pavillon im Park des Zürcher Landesmuseums. Dort stellte meine Trauzeugin den Tisch auf, ich warf ein rotes Tuch darüber, arrangierte einige Utensilien und positionierte mich dahinter. Nach einer kurzen Pause sagte ich: «Die Heirat/The Marriage.» Dann nahm ich die Mundharmonika vom Tisch und blies dreimal fanfarenmässig hinein.

Lara: Den Worten «Ich liebe mich selbst, bis dass der Tod mich scheidet» folgte das Unterschreiben des entsprechenden Schriftstückes. Anschliessend nahm ich den Goldring aus dem Täschchen, den ich für diesen Anlass hatte schmieden lassen. Ich sagte: «Als Zeichen dieser Verbundenheit trage ich ab jetzt den Ring.» Ich steckte mir das Schmuckstück an den rechten Mittelfinger und legte meine Hände ineinander. Als die Zeremonie beendet war, holte ich Weisswein, Wasser, Erdbeeren und Truffles aus dem Koffer und stiess mit den Trauzeugen auf den grossen Tag an. Als Geschenke erhielt ich eine Tube Schokolade und einen Stempel, auf dem «Ehering» steht. Dann gingen wir gemeinsam essen. Die Flitterwochen hatte ich bereits vor dem Hochzeitstag eingezogen. Eine Reise nach Sylt. Zusammen mit mir.

Lara: Natürlich kenne ich mich schon lange. Ich erlebte schlechte und gute Zeiten und komme im Grossen und Ganzen prima mit mir aus. Aber wie heisst es so schön? «Drum prüfe, wer sich ewig bindet.» Was ist Zweisamkeit? Wie viel Verantwortung muss man in einer Beziehung für andere, aber auch für sich selbst übernehmen?

Lara: Es gibt vielleicht Leute, die meine Vermählung mit mir selbst als narzisstische oder blasphemische Aktion sehen könnten. Davon distanziere ich mich. Die Institution Ehe zweifle ich nicht grundsätzlich an. Aber gewisse Fragen stellen sich natürlich schon, wenn man sich für eine Heirat entscheidet. Die



«Bis dass der Tod mich scheidet»: «Ehepaar» Rossi.

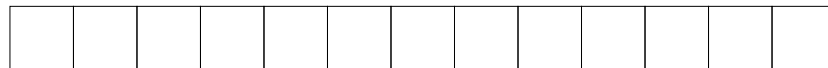
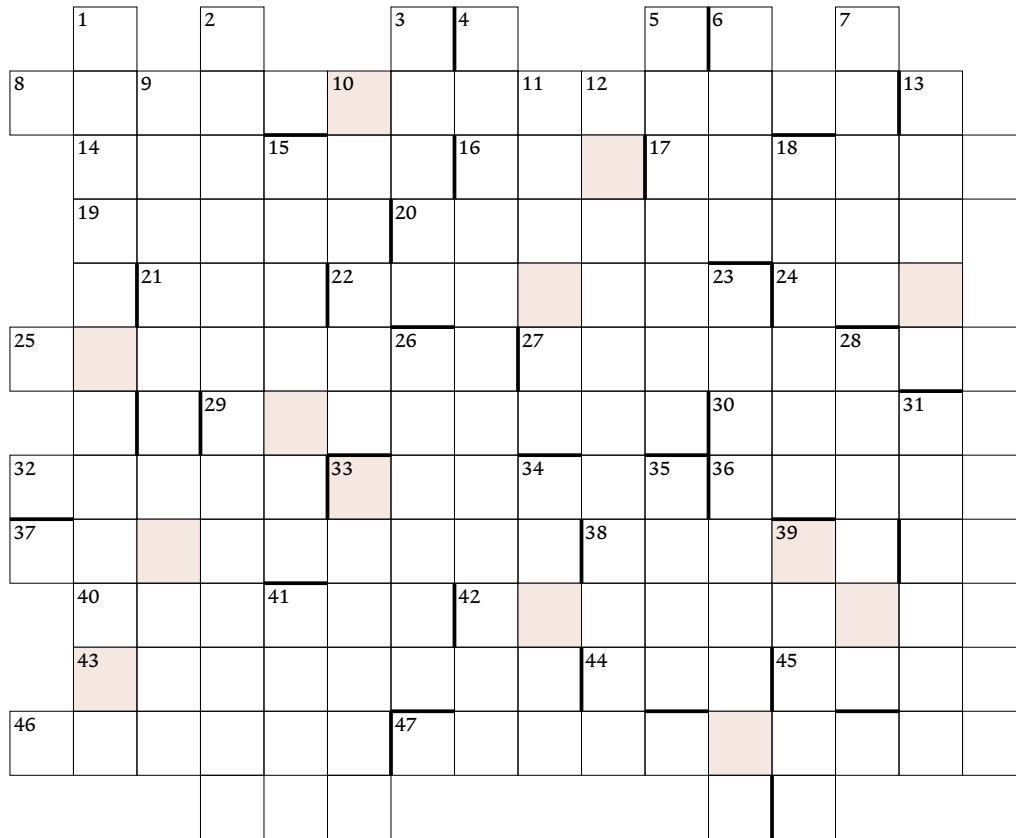
Bedeutung von Ritualen oder der gesellschaftliche Konsens, der mit der monogamen Zweierbeziehung einhergeht, interessierten mich im Vorfeld der Vorbereitungen und Recherchen. Vor allem beschäftigte mich die Frage nach Selbstbildern. Die einen springen an Seilen von Brücken, ich setzte mich mit Selbsterfahrungsprozessen auseinander. Das braucht auch Mut.

Lara: Meiner Meinung nach ist die wichtigste Voraussetzung für eine funktionierende Beziehung – mit sich selbst und mit anderen –, dass man sich so akzeptieren kann, wie man ist, und alleine gut zurechtkommt. Diese Prozesse, die der Einzelne durchaus steuern kann, fielen mir am Anfang auch nicht leicht. Dass man sich gern hat, muss geübt, anderes geklärt werden. Zum Beispiel gehe ich problemlos allein ins Theater, aber im Kino bin ich gerne mit jemandem zusammen. Wieso? Solchen Fragen ging ich unter anderem vor der Heirat auf den Grund.

Lara: Die Reaktionen auf meine künstlerische Arbeit, die Performance «The Marriage», sind unterschiedlich. Die häufigste Frage lautet: «Kannst du dich scheiden lassen?» Diese Option steckt in den Köpfen drin. Viele Menschen glauben, wenn es mühsam wird und der Partner einem auf den Wecker fällt, finde man bestimmt etwas Besseres. Ich antworte: «Nein, ich kann mich nicht scheiden lassen», und: «Von mir selbst trennen könnte ich mich nur durch einen Suizid.» So gesehen haftet der Autoheirat etwas Radikales an.

Lara: Das Thema ist nicht ausgeschöpft. Die Frage, ob ich meine Ehe gesetzlich legalisieren lassen könnte, interessiert mich nicht. Eher würde ich mich in einer weiteren Arbeit mit den romantischen Idealen und Erwartungen auseinandersetzen, die mit einer Heirat verbunden sind.

Die Fragen stellte **Franziska K. Müller**.

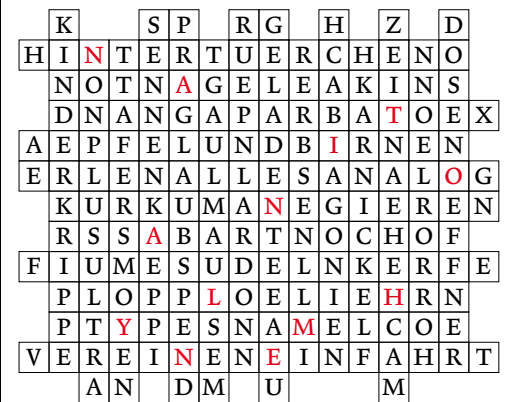
**Lösungswort** — Weg nach Wolkenbruch

Die eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — (v. h. = von hinten) 8 Die kleinen Erleuchteten leben unter falschem Namen. 14 Fastferien auf 3359m in den Glarner Alpen. 16 Zentrale Intelligenz eines Römer Flughafens. 17 Das Fussballbängen hat sein Heim in der 1. Bundesliga. 19 Damit hat in Spanien ein n den Bogen raus. 20 Bei so vielen Richtungen kann man sich im Heil verfahren. 21 Die E-Dur findet mit einer Dosis Strahlen Abhilfe. 22 Es harzt etwas beim griechischen Wein. 24 Gurus fehlt zweimal Gleiches. 25 Er machte bei Olympia das Dutzend Siege voll. 27 Er lässt die Gstaader Steuerkasse rocken (v.h.; y=i). 29 Asterix' Kleinbritannien. 30 Bringt in Frankreich Atmosphäre. 32 Auf dem irakischen Markt wurde getauscht. 33 Chef des Backschaffers (j=i). 36 Wo die Kaulitzbrüder in Tokio absteigen. 37 Wird selbst neu im Bus selten gekaut. 38 Macht einigen britischen Wirbel. 40 Mach dich besser auf sie bevor es dich raushaut! 42 Sind es Verse, sind sie lebensgefährlich. 43 Grenzenloses Dorf im Kanton Remich. 44 Ist knapp im vorherigen. 45 Erleichterter Ausruf des Bären. 46 Der atolle Badeanzug ist falsch vokalisiert. 47 Verbindlich verschlingen.

Senkrecht — (v. h. = von hinten) 1 Wo Dracula seine Konserven aufbewahrt. 2 Der macht nicht mit bei «La Ola». 3 Bringt illustre Farbe in den Coiffeursalons. 4 Konservativer Flügelspieler. 5 Brachte Schimpf und Leute an den Pfahl. 6 Ohne Pongs Partner fehlt dem Geschäft der Einkaufsspass. 7 Eine Art Jenseits ist in Frankreich aus Eisen. 9 Gellers Farbstab mitten in der Schweiz. 10 Ansehlicher Konjunktiv. 11 Reisiggrösse nach kleiner Manipulation. 12 1444 möchten bei Maria nisten. 13 Das «Tischlein deck dich» für Studenten. 15 Flatterhafter Dienstgrad mit Hotelqualitäten. 18 Humaner Nachwuchs ab Tessin südwärts. 23 Als Bilsle willse niemand, als Autorin schon. 26 Für unser Sein eine conditio sine qua non. 28 In der richtigen Reihenfolge gibts ein Butterbrot. 31 Sie ist Verliebten am Morgen der falsche Vogel. 33 In der Waadt liegt D nur ein paar Kilometer westlicher als R (v. h.). 34 Da ist bei längeren Aufhalten alles eingeschlossen (v. h.). 35 Obi-Wan ist in Wirklichkeit der Neffe von Wedge. 39 Hauptteil von Skeletten. 41 Der Freund der Magerpuppe misst in Japan 1.81.

© Daniel Krieg - Rätsel Agentur

Lösung zum Denkanstoss Nr. 128

Waagrecht — 9 HINTERTUERCHEN «sich ein ... offen lassen») 11 NOTNAGEL 14 EAKINS (Thomas ..., US-Maler, † 1916) 17 NANGAPARBAT («Schicksalsberg der Deutschen») 18 OEX (Château d'...) 19 AEPFELUNDBIRNEN («... miteinander vergleichen») 21 ERLEN (...kätzchen, ...zapfen) 22 ALLES («... was Recht ist»; «... was Rang und Namen hat») 24 ANALOG (nicht digital) 25 KURKUMA (gelbes Gewürz im Curry) 26 NEGIEREN (N statt R bei «Regieren») 28 SSABARTNOC (Contrabass; Gemeinde Tenero-Contrà) 30 HOF («jmdm. den ... machen») 31 FIUME (= ital. Fluss; ital. Name von Rijeka) 33 SUDELN 35 KERFE 36 PLOPP 37 LOELI 38 EHR («Viel Feind, viel ...») 40 TYPE (gegossener Druckbuchstabe) 41 SNAMEL («24 Stunden von Le Mans»; Lac Léman) 43 COE (Sebastian ...; eh. brit. Läufer) 44 VEREINEN 45 EINFAHRTE

Senkrecht — 1 KINDERKRIPPE (Futterkrippe) 2 SENNENKAEPPI (Kippa = Kopfbedeckung der Juden) 3 PRAG («...er Frühling») 4 RUEP (peur = frz. Furcht) 5 GELADEN 6 HCABI (Ibach; Birszufluss; Ort am Muotaknie) 7 ZEITNAEHE 8 DOSENOEFFNER 10 NONPLUSULTRA (= lat. nicht mehr weiter; angebliche Inschrift von Herakles zum Markieren des Endes der Welt) 12 TAFERS (Hauptort des Sensebezirks) 13 GAULMAUL («seinem geschenkten Gaul ...») 14 ERBSEN (...zähler; Georg Mendel, zeigte an ... genetische Regeln) 15 KARNICKEL (Kar-Nickel; Güzin Kar, Kolumnistin) 16 NOEL (= frz. Weihnacht; Donna Leon, US-Autorin) 20 LAUB (dt. Kartenfarbe «Pik») 23 LARDON (= frz. Speckscheibe; Willy ..., CH-Ringer † 1992) 24 AGONIEN (Todeskämpfe) 27 RORROH (Horror) 29 TEE (...beutel) 32 MOYEN (... Äge = frz. Mittelalter) 33 SPEND (...abel) 34 LLM 39 HCAM (Mach; Überschallknall) 41 SEM (Bruder von Ham = engl. Schinken) 42 AEU (Häute - heute)

Lösungswort — NATIONALHYMNE

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Polymere Werkstoffe,
Feinchemikalien/Engineering



Selbst wenn George Clooney ihn fragen würde, Anton würde das Geheimnis einer perfekten Kaffeebohne nicht preisgeben.

Am Anfang eines aussergewöhnlichen Grand Cru steht ein aussergewöhnlicher Rohkaffee, dessen Qualität während des gesamten Produktionsprozesses kontrolliert werden muss. Wir vertrauen auf Antons Fachwissen als Green Coffee Quality Specialist bei *Nespresso*, um unsere hohen Qualitätsstandards sicherzustellen. Erfahren Sie mehr unter www.nespresso.com/experts

NESPRESSO[®]
Die Seele des Kaffees